

Hermann Kappert
Aus dem Vorfläming



Dr. Hermann Kappert
Aus dem Vorflämung

Dr. Hermann Kappert

Aus dem Vorfläming

Geschichte eines Dorfes
und eines Geschlechtes

Von

Dr. Hermann Kappert
Studiendirektor i. R.

Mit 23 Bildern und Zeichnungen im Text
und 1 Tafel

1935

Verlag von Richard Kappert
Berlin-Tempelhof, Braunschweiger Ring 29

**Meinen Kindern
und der gesamten Kappertsjugend
soll dies Buch gewidmet sein**

Inhalt

1. Das Dorf Leekä	9
2. Das Wittenberg-Geißener Vorland, der Busch	19
3. Bewohner unserer Gegend in frühester Zeit	24
4. Wie die Sorben ins Land kamen	33
5. Von den Kämpfen der Sorben und der Deutschen, und wie die Deutschen einzogen	38
6. Wie sich die Einwanderer im neuen Lande ein- richteten	42
7. Vom Bau der Häuser und Höfe	47
8. Kossäten, Hüfner und Erbschulzen	50
9. Wie die Sorben deutsch wurden, Reste der sor- bischen Sprache	55
10. Von der Kirche und ihren Dienern.	61
11. Verkäufe bei Leekä. Zustände vor und nach der Reformation	74
12. Leekä im Dreißigjährigen Kriege	81
13. Die Familie von Brandt erwählt Leekä zu ihrem Wohnsitz	84
14. Dingetage in Leekä. Besitzverhältnisse	87
15. Die Flursparation	91
16. Die Separation der Leekä-Zemnick'ser Wiesen	104
17. Veränderungen in der neuesten Zeit	109
18. Was ich von meinen Vorfahren weiß	114
19. Die häufigsten Familiennamen der Gegend	125
20. Die Sprache Leekas	130

Vorwort

Die nachstehenden Bilder sind in der Muße meines Ruhestandes aufgezeichnet worden, zunächst für meine Kinder und nächsten Angehörigen. Sie sollten die geistige Verbundenheit aufrecht erhalten mit der alten Heimat, die ich früher alljährlich zu besuchen pflegte. Infolge körperlicher Behinderung kann ich jetzt nicht mehr reisen, daher veröffentliche ich als einen letzten Gruß an die Heimat diese Zeilen. Leider war mir auch die Quellenforschung an Ort und Stelle sehr erschwert, und die Staatsarchive in Dresden und Magdeburg, das Landeskulturarchip in Merseburg und das Archiv in Wiesenburg waren mir nur in beschränktem Maße zugänglich. Dennoch habe ich an Quellen herbeigeschafft, was irgend möglich war; aber ein wissenschaftliches Werk konnte und sollte das Büchlein auch gar nicht werden.

Vielen freundlichen Mitarbeitern bin ich herzlich dankbar für mancherlei briefliche Auskünfte; zu ganz besonderem Dank bin ich Herrn Lehrer Babsch in Leeka verpflichtet, der mir wertvolle Hilfe leistete.

Möge dieser bescheidene Beitrag zur Geschichte der bäuerlichen Wirtschaft freundliche Aufnahme finden.

Osnabrück, im April 1935.

Dr. Rappert.



1. Das Dorf Leetza.

Mein Heimatdorf Leetza liegt im Wittenberger Fläming, etwa 13 Kilometer östlich der alten Lutherstadt. Die beiden Eisenbahnlinien, die von Wittenberg in östlicher und nordöstlicher Richtung ausgehen, ziehen in ungefähr gleicher Entfernung am Dorfe vorüber. Man erreicht die Berlin—Anhalter Bahn am bequemsten mit dem Bahnhof Bahna, der von Leetza 5 Kilometer entfernt ist, und die Bahn Wittenberg—Kohlsfurt mit dem Bahnhof Prühlitz in gleicher Zeit, nur auf schlechterem Wege.

Will man die Lage geographisch noch näher bestimmen, so wäre zu sagen, daß Leetza in dem breiten Sattel liegt, der den Hohen vom Niederen Fläming trennt, und zwar treten bei Leetza die Abhänge des Niederen Fläming auf, ehe er in das Vorland übergeht, das als ein breiter Streifen, etwa von Jessen bis über Wittenberg, an der Elbe entlangzieht.

Die einheimische Bevölkerung rechnet diesen Streifen nicht mehr zum Fläming; sie bezeichnet ihn als „Busch“ und die Dörfer, die in diesem Vorlande liegen, als die „Buschdörfer“. Der Volkswitz hat noch weniger schmeichelhafte Benennungen geprägt, als da sind: Hundetürkei, Rienäppel-
aue, Muffrika; aber wer den Versuch macht, die Grenzen der Hundetürkei festzustellen, der stößt auf Schwierigkeiten. Es

behauptet nämlich ein jeder, sein Dorf gehöre noch nicht zu diesem Bezirk. Ja, mit dem Nachbardorfe allerdings, da fange die Hundetürkei an. Ich will die Streitfrage hinsichtlich des Dorfes Leeka jetzt nicht entscheiden, nachher wird sich die Frage von selbst beantworten.

Der Fläming, insbesondere die Alldachung, gilt als eine der wasserärmsten und unfruchtbarsten Gegenden des deutschen Landes — nicht ganz mit Recht. In Wirklichkeit verhält es sich so, daß auf weiten Strecken unter der Sanddecke eine Schicht von Lehm, Ton oder Mergel läuft. Liegt diese Schicht nicht zu tief, so daß die Pflanzenwurzeln sie erreichen können, so bildet der Boden eine gute Ackerkrume, die zwar nicht Zuckerrüben trägt, aber doch ein vorzügliches Ackerland für Roggen, Gerste, Hafer und Kartoffeln bildet. Weizen wird nur für den eigenen Bedarf gebaut. Auch Klee und Luzerne gedeihen bei entsprechender Düngung. Wie könnte sich sonst das alte Wort erklären: Fläming arm an Born, reich an Korn. Anders liegt die Sache, wenn der Sand die Lehmschicht in solcher Höhe überdeckt, daß die Pflanzenwurzeln nicht bis zu ihr dringen können, oder wenn diese Schicht überhaupt fehlt. Dann findet nur die Kiefer ihre Nahrung, und so erklärt es sich, daß weite Strecken des Fläming, besonders des Vorlandes, von Kiefernwald bestanden sind. Diese ausgedehnten Wälder, meist Heiden genannt, versperren vielfach die Aussicht und scheiden Dörfer und Dorfgruppen, so daß Unterschiede in Sprache, Sitte und Tracht (in früherer Zeit) sich ergaben. Leeka — die Pfarodie Leeka mit dem Filialdorf Balmsdorf und den (ehemaligen) Gutsbezirken Rahdorf und Ottmannsdorf — bildet solch ein abgeschlossenes Gebiet:

Nach Osten hin wird der Blick begrenzt durch die Grube, einen Gemeindewald, in den sich die Dörfer Leeka, Balmsdorf, Gadegast und Schadowalde teilen. Nach Süden schließt die Rahdorfer Heide das Gesichtsfeld ab, so daß man wohl die Signale der auf der Elbe fahrenden Dampfer hören, den

Fluß selbst aber nicht sehen kann. Gegen Westen hemmt der Rienberg, ein staatlicher Wald, der den Zahna Bach auf seinem westlichen Ufer begleitet, die Aussicht. In der untergehenden Sonne kann man eben die Thürme Wittenbergs erblicken. Nur nach Norden hin, gegen den Abhang des Fläming, ist die Aussicht frei; aber auch dort dunkeln, zwar in weiter Ferne, jenseits der Zahnaer und Rahnsdorfer Feldmark, die Kropstedter Heide und — etwas näher — die Ottmannsdorfer Heide. Nach Südwesten hin, zwischen Grube und Raßdorfer Heide, ist ebenfalls freie Aussicht. Hier dehnt sich, nach einer ziemlich starken Senkung des Geländes, eine weite, etwa 4000 Morgen umfassende Wiesenfläche, die Leekaer Wiesen, die aber nur zum kleinsten Teil Eigentum der Leekaer Bauern sind. Vielmehr haben hier mehr als ein Duzend der höhergelegenen Flämingdörfer ihren Wiesenbesitz. Diese Dörfer — ich nenne etwa Edmannsdorf, Danna, Kurzlipisdorf, Klebitz — besitzen in ihren Gemarkungen keine Wiesen, es gibt nur Ackerland und Kiefernwald. Ohne Wiesen hätten sie aber in früherer Zeit, als der Anbau von Futterkräutern noch unbekannt war, kaum Vieh durchwintern können. — Zur Zeit der Heuernte herrscht also in Leeka ein reger Verkehr. Dann kommen die Bauern aus den Dörfern des Fläming — oft drei bis vier Stunden weit — schon am frühen Morgen mit Knechten und Mägden auf hohen Leiterwagen zum Heumachen, und auf der stillen Wiesenfläche entwickelt sich reges Leben. Da die einzelnen Wiesenstücke nicht nach Dörfern verteilt sind, sondern bunt durcheinanderliegen, die Arbeit des Heumachens auch mancherlei Pausen zuläßt, so gibt es manch fröhliches Geplauder und erhofftes und zufälliges Begrüßen und Wiedersehen. Vielfach sind ja die Bewohner der beteiligten Dörfer durch Heirat und Verwandtschaft enger miteinander verbunden.

Die Feldmark des Dorfes ist im Verhältnis zur Einwohnerzahl — 250 — recht ausgedehnt, sie umfaßt über

3000 Morgen; das kommt daher, daß auch innerhalb der Gemarkung auf den sandigen Höhen und Hängen noch größere und kleinere Stücke mit Kiefern bestanden sind. In der Ackerfläche, der Hufe des Dorfes, lassen sich noch deutlich die drei großen Bezirke, die drei Felder, erkennen, wie sie vor der Flurseparation, zur Zeit der Dreifelderwirtschaft und des Flurzwanges, bestanden: im Westen, an den Zah nabach anstoßend, die Kloten und das kalte Land. Die Kloten bilden den Talrand gegen die Zahna. Es sind kurze, hohe Sandhügel, zwischen denen das Wasser, das bei der Schneeschmelze oder bei starken Regengüssen zur Zahna abfloß, sich Schluchten gewaschen hat. Auf dem ganzen Gebiet dieser Schluchten und des kalten Landes steht als Untergrund ein lehmiger Mergel, heute ist die Fläche durch Dränage entwässert.

Eine sandige Höhe, die Galgenberge, 94,2 m ü. M., scheidet dies erste Feld von dem zweiten, das nach dem Dorfe zu abfällt, zum Leekaer Grund. Über die Höhe zieht in nord-südlicher Richtung die Straße von Zahna nach Elster. In meiner Jugend war dieser sandige Rücken kahl und diente unter der Bezeichnung „die Leddigen“ als Schafweide. Seitdem die Schafzucht eingestellt ist, sind die Galgenberge mit Kiefern aufgeforstet. Das zweite Feld weist mehrere Flurnamen auf. Der Grund selbst, soweit er Ackerland ist, heißt das dritte Tal (auf den Flurkarten: das tiefe Tal). Weiterhin gegen das Dorf liegen im Grunde Wiesen: die große Wiese und die Reizwiese, und so heißen die nach Westen hin aufsteigenden Ackerflächen „Über der großen Wiese“ und „Über der Reizwiese“. Im Grunde selbst, auf den Wiesen, bildet sich der Leekaer Bach, der aus drei Quellen entsteht: erstens aus dem Fliet (landesübliches Wort für Quelle) an der tiefsten Stelle der Großen Wiese, zweitens aus dem Abfluß der Todlache, d. i. ein ehemaliger Torfstich auf der Reizwiese und drittens aus dem Rinnjal, das sich an der tiefsten

Stelle des Grundes bildet. (So war es noch vor einigen Jahren. Heute sind die Wiesen, die einst sumpfig und unpassierbar waren, dank den Arbeitslosen oder dem Arbeitsdienst, mit Gräben durchzogen, das Fliet, das immer frisches, klares Wasser führte, ist zugeschüttet, die Todbache trockengelegt, man kann die Wiesen trockenen Fußes überschreiten.)

Der Leeëaer Grund ist eine Rummel, wie man sie besonders auf dem Hohen Fläming findet. Wenn im Frühling die Schneeschmelze eintritt oder nach starken Regenfällen, verwandelt sich das Tal in einen stürzenden Gießbach, der den Namen Gereie oder Gareye führt. Die Gereie führt Pflüge, Eggen oder was sonst auf dem Felde stehen blieb, mit sich. Als ich zum erstenmal eine Gereie erlebte, fuhr mitten im Strom ein ungerissenes „Häuschen“ mit, auf dem ängstlich gedrückt ob der ungewohnten Ereignisse ein weißes Huhn saß.

Das dritte Feld, der letzte Abhang des Fläming gegen das Vorland, erstreckt sich östlich des Dorfes bis zur Grube hin. Es heißt das „Große Feld“ und die „Geren“ oder „Gieren“ wegen seiner Ähnlichkeit mit einem Ger (altdeutsche Waffe), d. i. ein spitzes, dreieckiges Stück. Ein anderer Teil heißt „die Winkel“ — ein unregelmäßiges Landstück an einem Bachlauf. Das „Große Feld“ und die Geren haben fast überall eine magere Lehmschicht als Untergrund und gelten als ein vorzüglicher Roggen- und teilweise Weizenboden.

Das Dorf läuft fast genau von Norden nach Süden. Vor seinem nördlichen Ende haben die Gereie oder die Fluten früherer Jahrtausende eine Sand- und Kiesdüne aufgetürmt, die Sandkeiten, auf der die Windmühle steht, ungefähr 87 m ü. M. Diese Fläche, etwa 28 Morgen umfassend, ist Gemeineigentum der ehemaligen Hüfner. In früherer Zeit diente sie als Weide für die gemeinsame Schweineherde, daher noch der Name Schweinebrache.

Jetzt benutzt sie die Gemeinde, um ihre Reisighaufen und Strohdienien aufzustellen, um Kartoffelmieten anzulegen u. a. Das macht gerade am Dorfeingang keineswegs einen jaubern Eindruck; es wäre besser, wenn die Fläche vermessen und aufgeteilt würde. Das untere südliche Ende des Dorfes liegt auf gleicher Höhe wie das Vorland, 76,5 m ü. M., so daß die Dorffstraße ein Gefälle von etwa 10 m hat. In früherer Zeit begann unmittelbar am Dorfe das Weideland, die Hutung, der Busch. Schon vor der Flurseparation, vermutlich im 16. Jahrhundert, ist das Stück, das an das Dorf anschließt, gerodet worden. Darauf läßt der Name schließen, t' Radeland oder t' Rodeland. Das Radeland gilt als guter Ackerboden, denn eine Schicht schwarzer Muttererde (Moorerde), die auf einem Untergrund von Sand und Lehm ruht, führt stets in gleicher Höhe Grundwasser, das durch den Druck von den Bergen her so hoch gehalten wird, daß auch bei längerer Dürre das Getreide frißig bleibt.

Die Trift, einst der Weg zum Weideland, trennt das Radeland von den Seren und den Winkeln und führt zum „Brand“. Der Brand, die frühere Hutung, ist seit der Separation ebenfalls in Ackerland verwandelt. Er besteht aus zwei Hälften, dem Großen und dem Kleinen Brand, die durch Wiesen, die Morgen, getrennt werden. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts war der Brand eine undurchdringliche Wildnis von Gesträuch und Gestrüpp, die den sächsischen Kurfürsten als „Wildreservoir“ diente. Die Entstehung des Flurnamens bringt man in Verbindung mit dem Grundherrschaft des Dorfes, Herrn von Brand auf Hagelberg. Eine andere Lesart, die ich in meiner Kinderzeit hörte, sagt, daß man entweder das Holz zum Brande dort geholt habe oder, daß man im Frühjahr die trockenen, harten Gräser, Gesträuch und Gestrüpp abbrannte und das Vieh erst auf die Weide trieb, wenn auf dem Brandboden neues Grün sproßte. Nach

der Ernte wurde die Hutung seltener, dafür die Stoppelfelder mehr als Weide benutzt, so daß die harten Gräser auf der Hutung vom Vieh verschmäht wurden und zum Frühjahr wieder brandreif waren. (Diese Erklärung leuchtet mir mehr ein als die erste. Ich habe im Kriege auf dem Baltischen Landrücken in Litauen, wo noch Dreifelderwirtschaft und Flurzwang herrschten, ganz Ähnliches beobachtet.) Ein Teil des Großen Brandes führt den Namen Nachthönigte. Das war die ehemalige Pferdeweide, die noch heute mit Wall, Hecke und Graben eingeghegt ist. An den Kleinen Brand stößt der ehemalige Torfstich der Gemeinde, die Torfkeiten, aus denen sich eine schon früh bebaute Fläche, die Horst, als sandige Insel erhebt. Da, wo die Torfkeiten in die Wiesen übergehen, auf dem Dreckmorgen, entspringt aus mehreren runden Wasserlöchern — Flieten — der Hauptgraben, der den Leekaer Bach aufnimmt und zur Elbe fließt.

Es finden sich in der Feldmark drei Teiche, die wie jeder Teich hier als „Puhl“ bezeichnet werden: der Ralmuspuhl, der den Namen von der darin wachsenden Pflanze hat, er liegt auf dem Großen Feld; der Roschenpuhl, der zwischen dem Großen Brand und den Morgen gelegen ist. Sein Name erklärt sich aus risch, rosch, das ursprünglich soviel wie quellend, aus der Erde aufsteigend, bedeutet. An der Absenkung des Kalten Landes liegt der dritte Teich, der mit nur unter dem Namen „Schulten Puhl“ bekannt ist; er lag auf Schulten Feld. Seitdem die Wiesen entwässert sind, hat sich der Wasserstand in den Teichen sehr verändert, sie sind fast trocken.

Seiner Anlage nach ist Leeka ein Reihendorf — richtiger ein Angerdorf. Der Anger ist ein schmales Oval, das gleich nach den ersten Häusern des ursprünglichen Dorfes beginnt. Er ist mit Rasen bestanden und mit Obstbäumen bepflanzt. Zu beiden Seiten laufen parallel die Fahrwege, deren einer gepflastert ist. Fast unmittelbar

am Fahrweg stehen die Gehöfte; nicht immer bleibt Raum für einen Vorgarten. Als Schutz gegen den Straßenstaub dient der Weinstock, der fast vor keinem Hause fehlt. Im oberen wie im unteren Dorfe befindet sich je ein Teich, der „öbberschte“ und der „ungerschte“ Puhl. Oberhalb des unteren Teiches steht auf dem Ager die ehemalige Schmiede, jetzt Bäckerei und Kaufladen. In meiner Jugendzeit befanden sich auf dem Ager vor den meisten Häusern noch Backöfen. Sie hatten ihren Platz außerhalb der Gehöfte wegen der Feuersgefahr der Strohdächer. Als letzter ist der Backofen verschwunden, der der Pfarre und der Schule zur Benutzung diente. Er lehnte sich un-



Der alte Maulbeerbaum

mittelbar an den alten Maulbeerbaum an. Dieser alte Baum, vielfach zusammengebrochen, aber immer wieder neue Zweige treibend, soll auf Anordnung Friedrichs des Großen gepflanzt sein. Das entspricht nun nicht der geschichtlichen Wahrheit, da Leeka zur Zeit Friedrichs des Großen ja zu Kursachsen gehörte. Wohl hat Sachsen damals genau so wie Preußen merkantilistische Ziele verfolgt und den Anbau von Maulbeerbäumen zur Förderung der Seiden-

raupenzucht angeordnet, so daß der Baum immerhin seine 150 bis 180 Jahre alt sein wird; aber erst 1815 kam Leeka mit dem größten Teile Kursachsens unter preussische Herrschaft.

Kriegerdenkmal

Auf dem Ager, vor dem Friedhof, hat auch das neuerrichtete Kriegerdenkmal seine Stelle. Bisher stand hier die prächtige Luthereiche, die im Jahre 1883 gepflanzt war; bei ihrer Pflanzung habe ich als Zwölfjähriger ein langes Gedicht Luthers aufgesagt: „Von den zween Märtyrern zu Brüssel“, was ich dank meines guten Gedächtnisses zur Zufriedenheit der Hörer erledigen konnte. Wegen Raupenfraß hat man den schönen Baum vor einigen Jahren gefällt.

2. Das Wittenberg-Jessener Vorland, der Vorfläming.

Der Vorfläming oder das Vorland ist ein 6—8 km breiter Streifen, der sich etwa von der Einnündung der Schwarzen Elster bis gegen Wittenberg am rechten Elbufer hinzieht, also von der Stelle, wo sich die Elbe in einem scharfen Knie nach Westen wendet. Sie muß hier ihre Richtung ändern, weil sie in ihrem Lauf gegen die sandigen Rücken des Fläming anstößt. Das rechte Ufer der Elbe ist also von Elster ab, bei welchem Orte die Wendung geschieht, ein Hochufer, wenn auch kein Steilufer. In vorgeschichtlicher Zeit lief ein altes Urstromgebiet von der Oder durch die Lausitz, den Unterlauf der Schwarzen Elster benutzend, unmittelbar in die Elbe. Die Niederlausitz und die Senke um die Schwarze Elster sind der heutige Rest davon, die Höhen von Schweinitz und Jessen (die Weinberge) bildeten den Uferrand des Urstromtales. Bis zu diesem Punkte erstreckt sich auch der Vorfläming oder das Vorland. Die südliche Grenze des Vorlandes läuft von Wittenberg aus etwa mit der Eisenbahnlinie der Berlin-Anhalter Bahn in einer Richtung bis zur Station Bülzig, dann folgt sie etwa dem Verbindungswege Bülzig—Leekha—Sadegast, dann der Seydaer Heide bis nach Schweinitz, Jessen. Das ist etwa die Linie Wittenberg—Jessen, wo die letzten Höhen des Fläming in ein flaches, ebenes Tiefland übergehen. Gleichwohl erscheint dieses Tiefland vom linken Elbufer aus gesehen noch als sandiger Wall.

In früherer Zeit hieß das Gebiet, wie schon gesagt, der Busch.* Es war von sandiger, sumpfiger oder torfiger Beschaffenheit und mit Weiden- und Erlengebüsch, mit Haselnuß und Schlehdorn bewachsen, ein Lieblingsjagdrevier der sächsischen Kurfürsten, die hier den Eber und den Hirsch, den Wolf und den grimmigen Bär erlegten. Zwei Jagdschlösser haben sie sich hier erbaut: Annaburg in der Lohauer (Annaburger) Heide und Glücksburg in der Seydaer Heide. Im Laufe der Zeit, namentlich in der Flurseparation, wurde das Gebiet stark entwässert und damit als Ackerland und Wieje brauchbar; die sandigen Flächen wurden für den Anbau der Kiefer benutzt.

Der Zahnbach bei Külüo

An den Abhängen des eigentlichen Fläming, also an der angegebenen Südgrenze des Vorlandes, bilden sich zahlreiche Wasserläufe, die zur Elbe oder zur Zahna fließen,

* Als „Busch“ bezeichnete man allgemein die früher von Sorben bewohnten Gebiete. Daher gibt es im Fläming ganze Gruppen von „Buschdörfern“, meist an sumpfigen oder Bruchstellen gelegen.

wegen ihres kurzen Laufes sind sie auf den Karten meist nicht verzeichnet. Auf der Karte des Reichsamtes für Landesaufnahme findet sich der „faule Bach“, der bei Abtsdorf entspringt und kurz vor Wittenberg in die Elbe geht. Der Bülziger Bach entsteht aus vier Quellflüssen, die alle bei Bülzig und nördlich Börnigall entstehen. Er mündet in die Zahna und hat schon die Kraft, in Bülzig zwei Mühlen zu treiben. Die Zahna entspringt in der

Die Kälfoer Mühle am Zahna Bach

Gegend von Lobbese, nimmt bei Zahna die Oßnik auf und mündet in zwei Armen in der Nähe von Prühlitz in die Elbe. Auf ihrem Laufe berührt sie Marzahna, Wergzahna, Rahnsdorf, Zahna, Külso, Dietrichsdorf, sie treibt etwa zehn Mühlen, trotzdem sie nicht allzu wasserreich ist. Zur Zeit meiner Jugend war das Wasser klar und reich an Fischen und Krebsen, jetzt ist es von Zahna ab verschmutzt und verschlammt, weil der Fluß die Abwässer einer Dachpappenfabrik aufnehmen muß. Eine Merkwürdigkeit der Zahna muß noch erwähnt werden: auf

dem Wege zwischen Wergzahna und Rahnsdorf fließt der Bach eine Strecke weit unterirdisch. Das ist der sogenannte Poltersprung der Zahna.

Nicht weit von Iserbegka mündet der Zugbach in die Elbe, der als Hauptgraben zwischen Leeka und Wolfswinkel entspringt. Wie der Name verrät, ist er in seinem Ursprunge künstlicher Herkunft. Das Anfangsstück ist bei der Separation als Entwässerung der Sumpfwiesen bei Leeka angelegt. Der Name Zugbach ist falsch, er ist ein Mißverständnis des Kartographen, des Kartenzeichners. Vor der Separation floss hier ein Bach, der nur zeitweilig Wasser führte, den nannte man mit seinem sorbischen Namen die Zuche oder den Zuch. Das Wort ist dasselbe, wie das häufig vorkommende slawische Zauche, eine Bezeichnung für ein Gelände, das nur zeitweilig Wasser führt. Aus dem unverstandenen Zuch machte der Kartenschreiber das ihm geläufige Zug, daher der Name Zugbach. Der Zuch oder die Zuche führte nur nach Regengüssen oder im Frühling Wasser; der Zugbach hat dank der Regulierung niemals Wassermangel. Trotzdem er fast den Umfang der Zahna hat, treibt er keine Mühle. Ähnlich ist es mit dem wasserreichen Wiesengraben, der in der Nähe der Schwarzen Elstermündung die Elbe erreicht. Er entsteht aus dem Flies, das die ehemals sumpfigen Wiesen bei Sadegast und Seyda entwässert, und dem Morgengraben, dem Abfluß der Brachwiesen unterhalb der Seydaer Heide. Beide vereinigen sich hinter Genthä; auch er treibt keine Mühle.

Das Vorland ist zum größten Teile mit Wald bedeckt. Nur in unmittelbarer Nähe der Dörfer und an den Bachläufen finden sich Äcker und Wiesen. Nicht weit von Wittenberg, hinter der Niederung des Faulen Baches, beginnt schon auf sandigem Grunde der Kiefernwald, der sich um Börnigall bis gegen Bülzig und Külso hinzieht. Er vereinigt sich mit dem staatlichen Forst, dem Rienberge, der die Zahna auf dem rechten Ufer begleitet. Nun folgt auf

dem linken Ufer der Zahna die ausgedehnte Ackerfläche von Leeka und südlicher die von Külso, Dietrichsdorf, Brühlitz, Gallin und Iserbegka. An die Gemarkung von Gallin, Iserbegka schließt sich die etwa 700 ha große Raßdorfer Heide an; sie besteht zum größeren Teile aus Nadelholz, zum kleineren aus Sumpfwald. Im Norden grenzt sie an die Leekaer Flur, die den Raum zwischen der Zahna und dem Hauptgraben, bzw. dem Zuchbach, einnimmt. Zwischen der Elstermündung und dem Zuchbach liegen die Gemarkungen von Zennick, Sielsdorf, Elster und Listerfehrda. Die letzten Höhen des Fläming treten auf Leekaer Flur, in den Salgenbergen und der Grube, etwa 110 m hoch, hervor, um dann nach steilem Abfall in dem Vorlande zu enden.

Die Grube trennt den Leekaer Raum von dem Bezirk des Flies und des Wiesengrabens, den die Ackerflächen von Sadegast, Seyda, Schadowalde, Lüttchensenda, Genthä und Meltendorf einnehmen. Den Nordosten des Jessener Vorlandes füllt die Seydaer Heide aus, die sich bis zur Bahnlinie Falkenberg—Jüterbogk erstreckt. Sie ist von prächtigem Nadelwald, untermischt mit Eichenbeständen, bewachsen und hat als Mittelpunkt die Oberförsterei Glücksburg. Die Ecke zwischen Seydaer Heide, Schweiniger Bergen und Schwarzer Elster endlich füllen die Dörfer Leipa, Arnsdorf, Ruhlsdorf und Rehain aus.

In Bülzig verarbeitet man in zwei Ziegeleien den Ton, den man in den Abhängen findet, auch in den Jessener Bergen gibt es Ziegeleien. Seyda hat einige Dampfsägewerke, sonst ist an Industrie nichts im Vorlande zu finden. Großes Verdienst um die Urbarmachung des Gebietes hat sich die seit zwei Menschenaltern in Seyda bestehende Arbeiter-Kolonie erworben, die im Dienste der Inneren Mission die „Brüder von der Landstraße“ in nützbringender Tätigkeit beschäftigt. Sie haben eine umfangreiche Fläche des ursprünglichen Sumpfwaldes in fruchtbare Acker und Wiesen umgewandelt.

3. Spuren von Bewohnern unserer Gegend aus frühester Zeit.

Man findet nicht selten kleine, durchlöchernte Steine von rundlicher Form in unserer Gegend, die man Krötensteine nennt. Sie werden wohl als Schlüsselbund benutzt, aber im übrigen nicht beachtet. Es sind das Gegenstände, die früher sehr notwendig gebraucht wurden, nämlich beim Spinnen des Flachses; Wirtel hießen sie, es sind die Vorläufer des heutigen Spinnrades. Durch das Loch wurde ein Hölzchen gesteckt und der gesponnene Faden darauf gewickelt. Im Jahre 1530 erfand ein gewisser Jürgen in Watenbüttel bei Braunschweig das Spinnrad; aber erst nach dem Dreißigjährigen Kriege kam es allgemein in Gebrauch und trat an die Stelle der Wirtel, die nun ein Spielzeug der Kinder wurden.

Wem das Glück günstig ist, der findet wohl auch einmal ein Messer aus Stein — ein stielloses, einen Schaber — oder eine Steinaxt oder einen steinernen Hammer, schön durchbohrt zur Aufnahme des hölzernen Stieles, der natürlich längst verwest ist. Denn das Gerät ist mindestens 3000 Jahre alt; aber dem Stein hat das nichts ausgemacht, er hat die Jahrtausende überdauert. Alle diese steinernen Funde sind Zeichen dafür, daß in unserer Gegend schon vor 4000 Jahren und länger Menschen gelebt haben. Man nennt diese Zeit die Steinzeit, weil es noch keine Schmelzöfen gab, in denen man Eisen oder andere Metalle schmelzen konnte; aber den Stein konnte man bearbeiten und besaß darin eine außerordentliche Geschicklichkeit. Das erste Metall, das man zu schmelzen und zu schmieden wußte, war die Bronze, ein Gemisch aus Zinn und Kupfer. Man nennt diese Zeit die Bronzezeit — es war etwa 1500—500 vor Christi Geburt. Bald lernte man auch das Eisen

schmelzen, die Eisenzeit beginnt. Das war etwa um das Jahr 500 vor der Geburt des Herrn.

Aus dieser Zeit stammen auch die ersten Spuren von Dorfanlagen in unserer Gegend. Eine solche findet sich ungefähr auf der Stelle des jetzigen Dorfes Leeka, nämlich auf der Sand- und Riesdüne vor dem Dorfe, der sogenannten Schweinebrache. Schon seit langer Zeit hatte man hier allerlei Geräte aus Ton und Eisenblech gefunden, wenn man Sand und Kies abfuhr; aber kein Mensch hatte Acht auf dieses alte Gerümpel gegeben. Im Jahre 1899 machte der Kantor Hönicke den Vertrauensmann des Provinzial-Museums, Lehrer Ohle in Zahna, darauf aufmerksam, der pflichtgemäß dem Museum in Halle Meldung machte. Auf die Meldung von Ohle erschien der Direktor des Provinzial-Museums und grub an der bezeichneten Stelle besonders Scherben und allerlei Gegenstände aus Bronze aus. Die Gefäße lagen ganz flach im Boden, da die aufstehende Grasnarbe wiederholt abgehackt war, um als Wiesenendung benutzt zu werden. Infolgedessen waren die Urnen nur noch Scherben, doch konnte er mehrere Gegenstände in das Provinzial-Museum nach Halle überführen, nämlich einen Halsring aus Bronze, zwei bauchige Gefäße aus gebranntem Ton, die Leichenbrand enthielten, und mehrere Scherben, die in Halle zusammengesetzt wurden. Er erklärte, daß es sich um den Begräbnisplatz eines Dorfes aus der Bronzezeit oder der frühen Eisenzeit handele. Später fand der Lehrer Baksch noch verschiedene Gegenstände, Urnenscherben, eine Gewandnadel (Fibel genannt) u. v. a.

Ein weiterer Rest eines Dorfes wurde bei Balmsdorf gefunden. Nordöstlich vom Dorfe, in der Nähe des „Rätenpuhls“, wurden beim Riesgraben eine ganze Reihe von Urnen entdeckt. Die Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle ließ im Herbst 1932 die Fundstelle untersuchen. Schon 25 Zentimeter unter der Erdoberfläche kamen ein

kleines, unverziertes Gefäß und zahlreiche Scherben zum Vorschein. Darunter standen in $\frac{1}{2}$ m Tiefe zwei große Töpfe, über die als Deckel Schalen gestülpt waren, und sieben kleine Gefäße in Form von Näpfen und Hentelkrügen, einige mit bandartigem Streifenmuster oder Riefen verziert. In den großen Urnen befand sich menschlicher Leichenbrand, während die kleineren Tongefäße nur Erde enthielten, bis auf eins, das den Leichenbrand eines kleinen Kindes barg. Ursprünglich ist in den kleineren Gefäßen wohl Speise und Trank als Wegzehrung für die Toten enthalten gewesen. Bei gründlicher Untersuchung des Leichenbrandes kamen die Reste einer bronzenen Nadel und drei Fingerringe zutage. Die drei Leichenbrandgefäße deuten darauf hin, daß wir möglicherweise die Begräbnisstätte eines Ehepaares mit Kind vor uns haben. Die Form der Urnen und die Art der Verzierung deutet auf Angehörige der sogenannten Lausitzer Kulturgruppe, die durch zahlreiche Funde im Ostteil der Provinz Sachsen bekannt sind. Das Grab stammt etwa aus der Zeit um das Jahr

1000 v. Chr. Auch in der Nähe der Grube sollen Spuren eines vorgeschichtlichen Grabes gefunden sein, wenigstens sind dort von Zeit zu Zeit Urnenfunde gemacht worden.

Wer waren denn nun die ersten Menschen, die in diesen Dörfern wohnten, und was wissen wir von ihnen? Zwar von den ersten Bewohnern meldet uns kein Lied, kein Heldentbuch; aber aus der Zeit um Christi Geburt stammen die ersten schriftlichen Nachrichten. Griechen und Römer melden uns die Namen der deutschen Stämme, die in der Gegend wohnten. Es waren die Semnonen, der älteste und edelste Zweig des suevischen Stammes. Die Sueven — sie heißen in der heutigen Sprache die Schwaben — breiteten sich über den ganzen Nordosten Deutschlands aus; sie galten als der größte und kriegerischste der deutschen Stämme, der besonders im Reiterkampfe nicht seinesgleichen hatte. Von der Lebensweise der alten Sueven erfahren wir aus den Berichten der Griechen und Römer wenig; aber durch die zahlreichen Ausgrabungen, die in ganz Nordostdeutschland gemacht sind, wissen wir, wie die Menschen um das Jahr 1000, eben die alten Sueven, gelebt haben. Wie aus der Anlage ihrer Dörfer in hiesiger Gegend schon zu ersehen ist, bevorzugten sie sandige Höhen als Wohnsitze, wo sie Wasser, Holz und Steine als die lebensnotwendigsten Dinge in genügender Menge vorfanden. So wählten sie bei Leeka die Sandteiten, weil sie da, vor Hochwasser geschützt, doch das klare Trinkwasser, das Fliet, in der Nähe hatten. An Holz und Steinen war auch kein Mangel, und die sandigen Abhänge konnten sie mit dem Holzpfluge bearbeiten. Sie bauten Hafer, Gerste und — in späterer Zeit — auch Roggen an. Den etwas schwereren Boden bearbeiteten sie mit der Hacke, die in der ersten Zeit aus Stein, später aus Bronze, bzw. aus Eisen bestand. Dort bauten sie Bohnen, Hirse, Rüben, Rettich und Flachs. Ihre Hauptnahrung zogen sie aber aus den zahlreichen Schaf-, Rindvieh- und Pferdeherden, die, solange gutes Wetter war, sich selbst das Futter

juchen mußten; Hirten mit Hunden hüteten sie. Anfangs hielten sie das Pferd nicht als Reittier, sondern der Milch und des Fleisches wegen; aber bald verwendeten sie es auch im Kampfe und waren gefürchtete Reiter. Sie kannten die Kunst des Spinnens und Webens — allerdings noch ohne Spinnrad und Webstuhl. Eifrig sammelten sie auch den Zucker der damaligen Zeit, den Honig, der ihnen nicht nur zum Süßen der Speisen, sondern auch zur Erzeugung ihres berauschenden Getränkes, des Metes, diente.

Ihre Häuser waren ganz aus Holz gebaut. Solange sie noch die Stein- und die Bronzezeit benutzten, konnten sie schwere Stämme nicht bearbeiten, sie begnügten sich mit armdicken Jungbäumen. Zum Schutze gegen die Kälte errichteten sie die Wände des Hauses zur Hälfte in der Erde. Im Winter wurden die freien Wände bis zur Höhe des Rohr- oder Strohdaches mit Dünge umkleidet, damit man warm saß. Zur Eingangstür mußte man hinabsteigen. Fenster waren nicht vorhanden, doch sorgte eine Klappe über der Thür für den Abzug des Rauches.

Im Jahre 250 n. Chr. Geb. sammelten sie sich zu einem großen Wanderzuge mit Weibern und Kindern, mit Hunden und Herden und Fahrhabe und zogen in weite Ferne. Es war ihnen Kunde geworden, daß das bisher von den Römern bewohnte Rheintal, das heutige Baden und Württemberg, von den Römern nur noch schwach besetzt sei. Sie warfen die schwache Besatzung zum Lande hinaus, und die Römer, die in einen langen Krieg verwickelt waren, konnten es nicht wiedererobern. So vertauschten die Sueven das Land der sandigen Kiefernwälder mit einem Gottesgarten, in dem schon damals Weinberge und Obstgärten, prangende Weizenflächen und grünende Wiesenfluren dem Auge ein lachendes Bild boten. Es heißt nach ihnen — den Sueven — Schwabenland, bis auf den heutigen Tag.

So zogen sie denn dem sonnigen Süden zu. Beim Aufbruch setzten sie nach alter Sitte ihre Häuser in Brand, da-

mit sie nicht auf den Gedanken kämen, zurückzukehren. Aber schwer wird ihnen der Abschied doch geworden sein, schieden sie doch für immer aus der Heimat. Manch letzter Blick wird von ihrer Höhe ins Thal gegangen sein. Was sah nun so ein alter Schwabe oder Semnone, wie wir richtiger sagen müssen, wenn er abschiednehmend seinen Blick über die Niederung schweifen ließ? Er sah noch nicht die grünen Wiesenflächen, die sich heute dem Auge bieten, noch nicht den spitzen Kirchturm von Elster, nichts dergleichen.

Es ist Frühling. Von Süden her rollt die Elbe ihre mächtigen Wogenmassen gegen die Mauern des Fläming, aber vergeblich; sie muß sich wenden und die Richtung des Nebenflusses, der schwarzen Elster, annehmen, die mit ungeheurer Wasserfülle auf sie eindringt. Wo sie sich beide vereinigen ist ein gewaltiger See entstanden, der, da ihn weder Damm noch Deich hält, sich über die gesamte Aue bis zum jenseitigen Ufer, der jetzigen Dübener Heide, ausdehnt. Auch auf dieser Seite der Elbe und Elster erstreckt sich der See. Zwar halten die Schweiniker und Jezzener Berge die Wasserfluten zurück, aber an der Mündung, bei dem heutigen Dorfe Listerfehrda, ist die Uferhöhe der Elster zu niedrig, so daß die Fluten in breiter Bahn in das ganze Vorland strömen und die gesamte Fläche bis an die letzten Höhen des Fläming, bis an den Standort des Semnonen, überdecken. So sieht der Alte von seiner geschützten Höhe noch einmal das Wasser in seiner Allgewalt, wie er es so oft schon gesehen hat: von den Schweiniker Bergen bis gegen Wittenberg, das ganze Vorland bedeckt die Flut, keine Höhe ragt aus ihr hervor. Bald aber wird sich das Wasser wieder verlaufen, grün wird das Buschwerk des Vorlandes nach der Überschwemmung wieder leuchten, aber nie mehr wird er sein bevorzugtes Jagdrevier wieder aufsuchen, wo er so manchen grimmigen Bär und so manchen wilden Wolf erlegt hat. Bald ist die Erde wieder grün; aber er ist fort, weit fort nach Sonnenuntergang, in einer neuen Heimat.

4. Wie die Sorben ins Land kamen.

Das leergewordene Land wurde nach und nach wieder besiedelt. Von Osten und Südosten her drang ein anderes Volk vor, das eine fremde Sprache redete. Es waren die Sorben oder, wie sie von den Deutschen genannt wurden, die Wenden. Sie füllten das Land vom Bober bis zur Saale und Elbe und über die Elbe hinaus. Im Süden waren die Tschechen oder Böhmen ihre Nachbarn, im Norden schlossen sich die Wilzen an, die im heutigen Brandenburg saßen, und weiterhin folgten die Obotriten in Mecklenburg. Von den späteren Deutschen wurden sie alle mit dem gemeinsamen Namen Wenden bezeichnet.

Die Sorben hatten nicht den hohen Wuchs und die lichte Hautfarbe der Sueven; aber sie waren ein kräftiger Menschenschlag, flink und behende, von bräunlicher Hautfarbe, mit dunklen Haaren und Augen. Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertrugen sie leicht. Ein hervorstechender Zug in ihrem Wesen war die strenge Ehrlichkeit; es gab unter ihnen keinen Dieb und keinen Räuber, weder Schloß noch Riegel, und die Lüge verabscheuten sie wie den Diebstahl. Die ersten Ortschaften, die sie gründeten, waren Geschlechtsdörfer, d. h. sie umfaßten eine kleine Anzahl von blutsverwandten Familien mit gemeinschaftlichem Besitz. Das Ganze stand unter der Leitung eines Ältesten, des *supa*, dessen Name auch meist zur Bezeichnung des Dorfes verwendet wurde. Von diesem Mutterdorfe zweigten sich nach einiger Zeit, etwa nach einem Menschenalter, neue Sippen ab und gründeten, zumeist in der Nähe, neue Dorfschaften, die im Zusammenhang mit dem Mutterdorfe blieben und mit ihm eine *Supanie* bildeten. Mehrere solcher *Supanien* bildeten einen Stamm unter der Leitung eines Stammes-

ältesten. Anfänglich gab es in unserer Gegend zwei Stämme, das waren rechts von der Elbe die Milzener, links davon die Dalemizier.

Die Tausende von kleinen Dörfern waren jedes rund um den freien Dorfplatz und den Teich angelegt, entweder in Form eines Hufeisens oder in Hakenform, so daß diese Rundbaue wie ein geschlossenes Hauswesen erschienen und die Wege an ihnen vorbei-, nicht hindurchführten. Das einzelne Gehöft beanspruchte einen großen Raum; denn um das Haus, das zur Wohnung für Mensch und Tier diente, lag der Acker, von einem Wall aus Steinen mit darauf gepflanzter Hecke umgeben.

Über das Feld zog im Frühjahr das Rindergespann den leichten, hölzernen Hakenpflug, das radlo, ein Gerät, welches nur weichen, sandigen Ackerboden durchfurchte und sich durchaus nicht eignete, schweres Erdreich tief aufzureißen. Angebaut wurden Roggen, Hafer und Gerste; mit der Sichel wurde die Frucht geerntet, auf der Tenne unter freiem Himmel ausgedroschen. Mit Handmühlen gewann man aus dem Korn das grobe Mehl, das man zur Brotbereitung brauchte. Außer dem Getreide baute man Hülsenfrüchte, Rüben, Hopfen, Hanf und Flachs. Der Acker um das Gehöft mußte ihrem Getreidebedürfnis genügen; denn das freie Feld, das von Buschwerk und Gesträuch bestanden war, diente ihren zahlreichen Herden als Weide. Mit besonderer Sorgfalt wurde die Bienenzucht gepflegt. Es wurde weit mehr Honig als heute gewonnen, man brauchte ihn zum Süßen der Speisen und Getränke, vor allem zum Met, dem Lieblingstrank des Volkes. Daß die Sachsen so gute Kuchen backen, ist sorbisches Erbe.

Die weiten dichten Wälder beherbergten Raubtiere und anderes jagdbares Wild in Hülle und Fülle, und die mehr als jetzt wasserreichen und nicht verunreinigten Flüsse, Bäche und Teiche luden zur Fischerei ein. Der Fischfang war so ergiebig, daß es besondere Fischerdörfer gab, deren

Bewohner ausschließlich vom Fischfang lebten und den Ackerbau verschmähten. Das waren die „Kieze“ des Mittelalters. An Gewerbetreibenden kannten sie den Schmied, Robitsch, der Sicheln und Sägen, Messer, Art und Schaufel schmiedete, und den Töpfer, dem besondere Geschicklichkeit seitens der Deutschen nachgerühmt wurde. Die Kunst des Webens war allgemein. Man ließ nicht jedem Zeug die Naturfarbe, sondern schmückte schon mit Hilfe des blauen Waid und mit der heimischen Färbererröte blaue und rote Muster in das Gewebe. Wie mancherlei Funde beweisen, äußerte sich der Sinn für Schönheit auch in metallenen Nadeln, Ringen und Spangen, die nur auf dem Wege des Handels ins Land gekommen sein können. Unterkunft und gastliche Aufnahme fand der fremde Wanderer in jeder Hütte; denn wie bei den Germanen, so war auch bei den Wenden die Gastfreundschaft eine selbstverständliche Sitte.

In ihrer Religion verherrlichten sie die Kräfte der Natur: man kannte einen obersten Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, den Urheber des Lichtes und des Gewitters — den Bel Bog = weißer Gott (die Stadt Bel-zig hat davon ihren Namen) und einen Gott des Winters, der Finsternis, den schwarzen, bösen Gott — Czerni Bog (der Ortsname Börnigall kommt davon her). Dann gab es noch den Gott des Morgens, der Jugend, der Morgenröte — Jutre Bog, nach welchem Jüterbog benannt ist. — Ihre Toten wurden begraben oder verbrannt und die Asche in Töpfen (Urnen) beigesetzt.

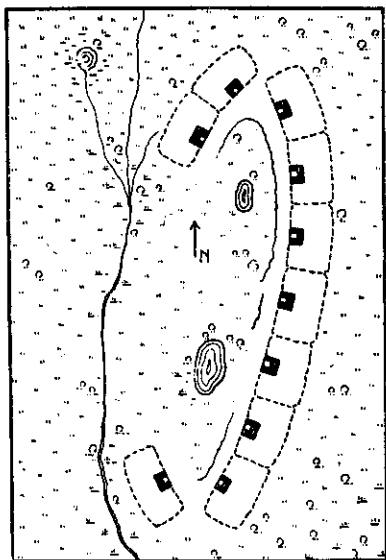
Zu einem einheitlichen, straff organisierten Staatsleben haben es die Sorben nicht gebracht, nur in Zeiten der Not wurde ein Sippen- oder Stammesältester zum Führer aufgerufen, und diesem Mangel an einheitlicher Führung ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß sie im Kampfe dem Deutschtum erlagen.

Etwa 300 oder 400 Jahre haben die Sorben ungestört im Lande gesessen, dann begannen die Kämpfe mit den

Deutschen, die ihnen neben besserer Ausnutzung des Bodens und manchem anderen kulturellen Fortschritt vor allem das Christentum brachten. Ehe wir von den Kämpfen mit den Deutschen reden, müssen wir noch von einer wichtigen Hinterlassenschaft der Sorben sprechen, das sind die Namen unserer Dörfer. Denn die Namen, die sie unseren Dörfern gegeben haben, sind wichtiger als alle Ruinen; sie geben uns ein Bild von dem Leben und der Geschichte eines Volkes, das zwar nun längst verschwunden und in uns aufgegangen ist, aber in diesen Namen mit ursprünglicher Klarheit weiterlebt. —

Bei der Vorliebe der Sorben für Wald, Sumpf und Wasser zogen sie die Wohnlage in einem urwaldähnlichen Gelände der am freien, offenen Orte vor. Sie werden also die Tallandschaften der Elbe, Saale und Mulde zuerst besiedelt haben, dann aber sehr bald die Bezirke ihrer wasserreichen Nebenflüsse. Die freien Höhen des Fläming verschmähten sie; freilich verstanden sie die Kunst, tiefe Brunnen zu bohren, noch nicht, und ohne Wasser konnten sie ja nicht existieren. Aber in den Niederungen des Vorlandes richteten sie sich ein. Dabei benutzten sie nicht die alten Dorfanlagen der Sueven, sondern rückten dichter an Wasser und Busch heran. In Leeka bauten sie sich also nicht auf der Höhe an, wo die Sueven gewohnt hatten, sondern in tieferer Lage, da, wo das Dorf jetzt steht. Sie setzten ihre zehn Gehöfte in einem offenen Bogen gegen das unwegsame, sumpfige Gelände um den Leekaer Bach. Die Wiesen in der offenen Seite des Bogens bildeten die Grasgärten, die das Futter für den Winter lieferten. Der untere Teil des Dorfes lag schon im Busch, während die obere eingebogene Ecke ebenfalls an unpassierbarem Grund, an den späteren Torfstich, die Quellgegend des Leekaer Baches, grenzte. So bildete das Dorf, auch vom Standpunkt der Sicherheit aus, eine Festung, die nicht übel gesichert war. An drei Seiten stieß sie an den Busch. Buschdorf nannten sie denn

auch den Ort, von ihrem Worte les, das Busch bedeutet. (Es kann nicht, wie angenommen wird, Rußdorf heißen, dann müßte, da Haselnuß = leska ist, Rußdorf = Lestena oder Lestaa sein. Es wird aber schon in der frühesten Schreibweise Läza geschrieben; das ist ganz richtig gehört, da jorbißsch f wie ein z gesprochen wird.)



Ursprüngliche Dorfanlage
von Leeha um das Jahr 1000

Bei den übrigen Ortsnamen des Vorlandes beginnen wir am besten mit Bülzig und Prühlitz, weil es die beiden einzigen sind, die sich von Personennamen herleiten (vergl. das im Anfang des Abschnitts Gesagte). Bülzig, Sitz eines gewissen Bül oder Bol, und Prühlitz, Niederlassung eines Prüh, d. h. eines Fäzornigen, Hestigen. Es sind sogenannte Mutterdörfer, Sitz eines Supa gewesen; die anderen Dörfer

sind von ihnen aus gegründet und nach der Lage, nach Pflanzen, die dort wachsen, oder nach anderen Auffälligkeiten genannt worden. Wicjig = das Hochliegende, im Vergleich zu der sumpfniedrigen Umgebung; Labek, von lava = Nachsteg, Sumpfsteg — Dorf am Steg. Die Bedeutung läßt darauf schließen, daß früher dort sumpfiges Gelände war. Gallin, von golu, eigentlich kahles Land, etwa Kahlfeld. Die Bedeutung von Jserbegka habe ich nicht entschleiern können. Kulis, von kolo = Rundung, Kreis, — das runde Dorf, Rundling. Jörnigall heißt schwarze Stätte, schwarze Öde und hat mit dem schwarzen Gott, dem Ezerne Bog, zu tun; verwandt damit ist Zemnid, das dunkler, finsterner Ort bedeutet. Noch heute hört man „im Zemnid“ sagen, das läßt die Vermutung zu, daß es sich um einen alten Opferplatz — vielleicht der Todesgöttin geweiht — gehandelt hat. Gabegast besteht aus den beiden sorbischen Wörtern gad, gat und gastu; gad, gati heißt Graben, Kanal, Teich und Damm, gastu = Dickicht, Laubgebüsch, also bedeutet es etwa am Teichdickicht, am Buschteich. Mellnik ist ein Mutterdorf, es bedeutet Dorf des meleic, d. h. eines Ruheliebenden. Seyda ist der Ort, wo Roggen wächst; es könnte aber auch ein Geschlechts- oder Mutterdorf sein und etwa Dorf des Jawid heißen (Aussprache des j wie i in slawischen Wörtern). Ähnliches könnte bei Gentha der Fall sein, das eigentlich Gänsedorf heißt, von genth, dem Namen des Gänserichs, der aber auch der Name eines Führers sein kann, da in früherer Zeit sehr häufig die Volksführer Namen männlicher Tiere trugen; man denke an Hengist, den Führer der Angeln auf ihrem Eroberungszuge nach England, oder an Genserich, der die Vandalen nach Spanien führte. Schadewalde heißt Waldsiedlung, von jelo = die Siedlung und walde, das im Sorbischen als deutsches Fremdwort verwendet wurde. Auf Platt — Schallewale — klingt es noch stärker an das Sorbische an. Listerfchreda = enge Kluft

(Verengerung durch den Flußlauf). Leipa, von sorbisch lipa = Lindendorf, Ort, wo Linden wachsen, klingt in der Volkssprache ebenfalls noch ganz sorbisch, nämlich Liepe. Wir sind damit im Gebiete der Orte, die nach Pflanzen benannt sind. Jessen = Ort, wo jasen oder jessen, das sind Eschen, stehen; Schweinitz, der Ort, wo die swida, der Hartriegel oder die Kornellirsche, wächst. Der Hartriegel wurde früher wegen seines harten Holzes, das für Schusterzwecken und Drechslrarbeiten Verwendung fand, sehr geschätzt. Damit hätten wir die sorbischen Namen des Vorlandes erklärt. Es sei jedoch gestattet, noch einige aus den angrenzenden Gebieten, namentlich, soweit sie ihre Benennung Pflanzen verdanken, hinzuzufügen:

Zahna, von jiano oder sano, das Heu bedeutet, heißt Heuort, an den Ufern der Zahna muß schon in frühester Zeit schönes Heu gewachsen sein. Wergzahna ist das Zahna auf der Höhe, während Marzahna das am Sumpfe, am Moore liegende ist. In Grabo wachsen Weißbuchen, von grab = Buche, in Mochau aber nur Moos; moch, mech bedeutet auf sorbisch Moos; in Grieben gedeihen nur Pilze, gribu = sorbisch Pilz, während Berkau das Honigdorf ist, denn barc heißt Bienenbeute = Honig. Auf dem Fläming hat es — wie schon gesagt — wegen Wassermangels nur wenig sorbische Dörfer gegeben: Klebitz, das Brotdorf, heißt nach dem allen slawischen Sprachen gemeinsamem Worte klieb = Brot; Dalichow, das in der Weite, im Tale liegende Dorf, von dalja = weite Fläche. Oehna leitet sich von owca = Schaf her; wahrscheinlich war es die Stätte einer großen Schäferei. — Die meisten Orte im Fläming sind deutsche Gründungen und gehen auf deutsche Vornamen zurück, die Gründernamen. Lipsdorf ist von einem Philip gegründet, Etmannsdorf von einem Etmann (Eichmann); Plönsdorf geht zurück auf Apollonius, abgekürzt Plönies = Plönsdorf, Woltersdorf auf Walter usw. Daselbe gilt von den wenigen Ortsnamen des Vorlandes, die nicht sorbisch

sind, vergl. Arnsdorf (Arnold, Arnd), Ruhlsdorf (Rule), Meltendorf (Malte) u. a.

Während die deutschen Gründungen, die den Namen des Mannes doch der Nachwelt künden sollten, uns kein bestimmtes Bild mehr übermitteln, ja wir Mühe haben, den Namen als Eigennamen zu erkennen, können wir an den sorbischen noch heute unsere Freude haben. Das kommt daher, daß sie in naivem Gefallen uns ein Bild der Örtlichkeit malen, wie sie sich damals, vor einigen tausend Jahren, darstellte. Die Pflanzen und Bäume, die an dem Orte wuchsen, die Besonderheiten seiner Lage und Beschaffenheit — das sind Dinge, die heute noch unsere Anteilnahme erregen, weil sie im Wechsel der Zeiten das Bleibende sind.

5. Von den Kämpfen zwischen Sorben und Deutschen, und wie die Deutschen einzogen.

Unter Heinrich I., dem König aus sächsischem Hause, der an der Grenze des damaligen Deutschland, im heutigen Quedlinburg, wohnte, begann der Streit zwischen Wenden und Deutschen. Heinrich drängte die Wenden, die weit über ihre Grenzen bis in die Altmark und nach Hannover vorgeedrungen waren, zunächst hinter die Elbe und Saale zurück. Danach besiegte er die Wilzen und die nördlich wohnenden Wenden in der Schlacht bei Lenzen und besetzte das heutige Brandenburg, um schließlich die Ungarn und die mit ihnen verbundenen südlichen Wenden, die Sorben und Dalaminzier, bei Merseburg vernichtend zu schlagen. Unter seinem Sohne, Otto I., wurden deutsche Grafen und Bischöfe im Wendenlande eingesetzt, Klöster gegründet und die Wenden massenweise getauft. Aber im Jahre 981 unter Otto II. erhoben sich die Wenden wie ein Mann, zerstörten die christlichen Kirchen, schlachteten die Priester und stellten das Heidentum wieder her. Der Kaiser, der in Italien beschäftigt war, mußte machtlos zusehen. Damals rettete sich der Erzbischof von Magdeburg auf den festen Siebichenstein und wohnte seitdem in Halle, und der Bischof von Zeitz floh in die feste Neue Burg (Naue Burg) — Naumburg, das von nun an Sitz des Bischofs war. Erst allmählich wurde durch die Kämpfe der Grafen und Bischöfe der alte Zustand wieder hergestellt, neue Grafen und Adlige, die feste Häuser aus Steinen erbauten, kamen in das Land, die Anführer der Wenden, ihr Adel, ließ sich taufen und nahm nach und nach deutsche Sprache und deutsche Sitte an. Trotzdem war das Wendenland kein deutscher Besitz,

vielmehr ein herrenloses Gut. Immer noch herrschten die wendischen Fürsten, deren es viele gab, über ihre Gebiete. Die deutschen Kaiser kümmerten sich nicht um Deutschland, sie waren vollständig mit Italien beschäftigt; das allein hielten sie für wichtig. Es war die Zeit des großen Kirchenstreites, es ging um die Frage, wer soll der Herr in der Christenheit sein, der Papst oder der Kaiser? Da hatten die Kaiser keine Zeit für das unfruchtbare Gebiet im Osten.

Das wurde erst anders unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause, unter Konrad III. und Friedrich Barbarossa. Sie konnten sich zwar auch nicht um das Land kümmern, aber sie übertrugen es einzelnen Fürsten zu Lehen. Der Lehnsträger konnte darin schalten und walten wie er wollte. Das ganze mittlere Wendenland erhielt der junge, ehrgeizige Albrecht der Bär aus dem Hause Aschersleben. Dieser Albrecht verfolgte mit großem Eifer sein Ziel: er mußte der wirkliche Herr in diesem Lande sein, und die Bevölkerung mußte wirklich christlich sein. Er bediente sich zur Erreichung dieses Ziels der einzigen Macht, die ihm helfen konnte, der Kirche. In den deutschen Landen zwischen Elbe und Rhein bis zum Meer hin ließ er bekanntmachen, daß er zu einem Kreuzzuge gegen die heidnischen Wenden rüste. Wer daran teilnahm, dem versprach die Kirche Ablass für alle Sünden. Es sei soviel Land vorhanden, daß Herren und Bauern genug fänden; den Bauern wurde außerdem versprochen, daß sie als freie Männer auf freiem Grunde leben sollten. Im Westen, in Westfalen, im Rheinland, in Flandern saßen die Menschen viel zu dicht, der Boden konnte sie nicht mehr alle ernähren. Da folgten gar viele dem Ruf. Im Jahre 1147 kam der Kreuzzug (Kriegszug) zustande, an dem viele Fürsten Nord- und Westdeutschlands teilnahmen, u. a. auch der Herzog von Sachsen, Heinrich der Löwe. Mit dem Heere zog der Priester, der da, wo noch Heiden angetroffen wurden, die Taufe vornahm. Und diesmal hatte das Christentum Bestand. Zum Schutze der

Priester, die im Lande blieben, und zur Sicherung der christlichen Einwohner gegen Überfälle der Wenden ließ Albrecht überall Burgwarten errichten. Das war ein Burgort aus Holz oder Stein erbaut, dessen Schutz ein deutscher Adliger oder ein den Deutschen ergebener Wende übernahm. In unserer Gegend bestanden (nach Merkel, Erdbeschreibung von Kur Sachsen, 1818) die nachstehenden Burgwarten: Wittenberg, Wiesenburg, Coswig, Dobien, Zahna und Alstermünde, das heutige Elster. Daß mehrere nahe beieinander lagen, geschah aus Gründen der Sicherheit, da man befürchten mußte, daß die zwangsweise Bekehrten doch wieder rückfällig würden, viele Orte auch von dem Kreuzzuge nicht berührt worden waren. Was man vorausgesehen hatte, trat ein. Nach dem Abzuge des Kreuzheeres kamen vielfach Überfälle mit Zerstörung der Burganlagen vor. Da sah Albrecht ein, daß er es anders anfangen müsse. Er mußte die Bevölkerung vermehren, es mußten deutsche Bauern ins Land gebracht werden. Er ließ wieder von den Kanzeln zur Besiedlung des Landes auffordern, aber diesmal rief er nur nach Bauern. Die Bedingungen der Ansiedlung wurden bedeutend erleichtert. Die Ansiedlung übernahm der Grundherr, die Hufenzahl sollte statt 30 Morgen das Doppelte betragen, nämlich 60 Morgen, sie sollten nur einen mäßigen Zins bezahlen, sollten Jahre frei von Abgaben sein, damit sie in der Zeit ihr Haus und eine Kirche aufbauen könnten, und der Grundherr sollte sie mit dem ersten Vieh für den Anfang der Wirtschaft versorgen. Sie kamen. Viele von ihnen wußten den Weg schon, sie hatten als Knechte der Herren an dem Kreuzzuge teilgenommen und sich selbst überzeugt, daß Raum und Nahrung für sie vorhanden war. Sie kamen vom Rhein her und aus Westfalen, aus Sachsen, dem heutigen Hannover, und aus Flandern. Viele folgten auch den Spuren ihrer Priester, die ja vor ihnen den Weg gezogen waren. Man nannte sie alle nach dem Land der Flamen: Fläminger.

Und immer neue Scharen kamen, von einem Anführer geleitet. Wer nichts Passendes bei seiner ersten Reise fand, der kehrte wohl zurück, aber nur nachdem er mit einem neuen Herrn abgeschlossen hatte. Dann kam er im nächsten Jahre als Lokator, als Führer, der in der Regel das Erbschulzengut erhielt, zurück. So kamen immer neue Züge westlicher Bauern, bis die Gegend zwischen Elbe und Weichsel und darüber hinaus von ihnen besetzt war. Das dauerte wohl 200 Jahre. Es war ein ähnlicher Vorgang, wie er sich im vergangenen Jahrhundert mit der Einwanderung in Amerika vollzog. Nachdem das Land gefüllt war, hörte der Zustrom auf.

6. Wie sich die Einwanderer im neuen Lande einrichteten.

Erundherr von Leeka war zu der Zeit der Einwanderung ein Herr von Libz oder Liepzk, auch Lipczk und Lenzpk geschrieben, ein Ahnherr der Familie von Leipziger auf Haus Kropstedt. Er entstammte einem alten forbiſchen Geſchlechte, war frühzeitig zum Chriſtentum übergetreten und deutsch geworden. Ihm gehörten weite Ländereien im Lande, u. a. hatte er Beſitzungen in Zahna und Kropstedt. Auf ſeine Veranlaſſung werden die Anſiedler hierher gekommen ſein. Eine Urkunde darüber iſt nicht mehr aufzufinden, wir müſſen uns alſo die Vorgänge nach dem bei Beſiedlungen üblichen Verfahren und nach der allgemeinen Lage zurechtlegen. Auch das Jahr, in dem ſie eingetroffen ſind, wiſſen wir nicht. Wir ſind auf Mutmaßungen angewieſen. Daß ſie mit dem erſten Schub gekommen ſind, nehme ich nicht an; ſie mögen unter Bernhard, dem Sohne Albrechts des Bären, eingewandert ſein. Zu deſſen Lebzeiten wurde das alte Herzogtum Sachſen, das ganz Norddeutſchland bis zum Rhein umfaßte, aufgelöst und in viele kleine Herrſchaften zerlegt. Bernhard bekam bei dieſer Teilung das ganze Sorbenland, ſo daß er zu ſeinem Stammlande Anhalt und Aſchersleben noch ein weites Gebiet erhielt, zu dem auch die Würde eines Herzogs von Sachſen gehörte. Es wanderte damit der Name Sachſen von Hannover und Braunſchweig, den Hauptländern des ehemaligen Sachſen, jezt wohl Niedersachſen genannt, oſtwärts zum alten Sorbenlande, das fortan den Namen Sachſen führte. Bernhard wollte, der neuen Würde ſeines Hauſes entſprechend, ein volkreiches Land haben und

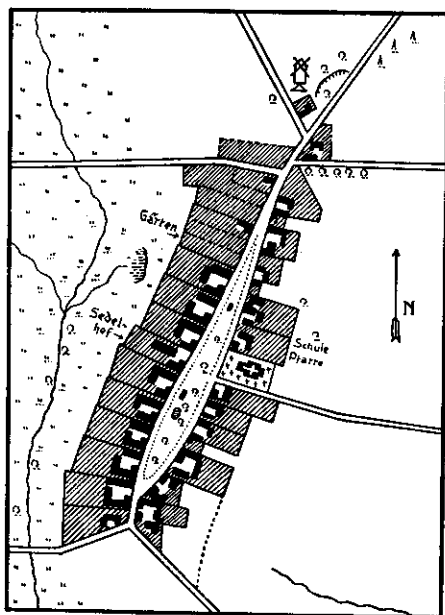
drang darum in seine Grundherren, daß sie das Werk seines Vaters fortsetzen und flämische Ansiedler ins Sorbenland bringen sollten. Möglich also, daß die neuen Bewohner von Leeka in dieser Zeit (1170—1212 regierte Bernhard) gekommen sind.

Es waren im ganzen neun Familien, die sich in Leeka niederließen. Sie wurden nach Kolonistenrecht angesiedelt, und ein schriftlicher Vertrag wurde darüber ausgefertigt: Sie sollen frei sein ohne Ansehen ihres früheren Standes, ob sie auch Liten oder Knechte gewesen seien. Sie sollen ihre Hufen als erblichen Besitz erhalten. Sie sollen solange zinsfrei sein, als das Land noch mit Art und Hacke bearbeitet wird, und auch nach der Bearbeitung mit dem Pflug sollen noch sechs Jahre vergehen, ehe sie die ersten Abgaben bezahlen. Sie sollen für jedes Familienoberhaupt zwei Hufen erhalten. Der Unternehmer erhält drei Hufen, zugleich hat er das Amt des Erb-, Lehn- und Gerichtsschulzen wahrzunehmen. Sie verpflichten sich zum Bau einer Kirche und stecken zur Unterhaltung derselben eine Hufe ab. Bei einem Verkauf sollen sie Zins an den Grundherrn geben, Totenzins und Heersteuer sollen später festgelegt werden, die Höhe des nach sechs Jahren zu zahlenden Zinses ist ebenso wie in den anderen Kolonistendörfern. Frei ist die Weide, die Schweinemast, die Jagd und der Fischfang. Kein Herzog, kein Graf, kein Vogt soll wagen, eine Steuer aufzuerlegen, keiner soll wagen, öffentliche Beden zu veranstalten, keiner sie zum Holzfällen, Holztragen oder zum Grabenziehen zwingen.

Der Grundherr liefert ihnen gegen spätere Bezahlung Saatkorn, Brotkorn und Speck, auch Jungvieh, Ferkel und Hühner können sie erhalten. Pferde, Pflüge und anderes notwendige Gerät haben sie mitgebracht, wenn auch in bescheidenem Umfange.

Nun geht es frisch ans Werk. Tagelang dauert das Vermessen, das in Gegenwart eines Beamten des Grundherrn

vorgenommen wird. Die Rute ist nach der Normalrute des Gutes geschnitten, 12 rheinische Fuß lang. Zuerst werden die Hoffstellen ausgemessen. Die neuen Ansiedler bauten ihre Gehöfte in der offenen Stelle des Dorfes gegen den Leekhaer Bach hin, so daß nunmehr das Dorf geschlossen war und ein Reihen- oder Angerdorf entstand. Den feuchten Wiefengrund entwässerten sie, indem sie dem Leekhaer Bach ein Bett durch den Busch gruben, wahrscheinlich bis zum Roschenpuhl, so daß ihnen die Gareye keinen Schaden mehr tun konnte. So war das Dorf von drei Seiten her frei, nur mit der vierten Seite, dem unteren Ende, lehnte es sich noch an den Busch.



Anlage des Dorfes Leekha, etwa um 1750

Sie begnügten sich vorläufig mit einem Notbau, bis sie vollständig eingerichtet waren. Inzwischen waren die Hufen

vermessen, und das Roden und Einebnen der „bebuschten Wendenmarken“, die Hauptarbeit, konnte in Angriff genommen werden. Es standen vereinzelt große Stämme, die zu Bauholz Verwendung fanden, mitten zwischen dem Buschholz, große Steine, Findlinge, mußten weggeräumt werden — alles das geschah in gemeinsamer Arbeit. Dann war ein Feld soweit, daß es mit der Egge geebnet und für den Pflug hergerichtet werden konnte. War ein Feld fertig, dann wurde im nächsten Jahre das zweite in Angriff genommen, bis alle drei Felder (vergl. Kap. 1) bereitet waren. Inzwischen hat sich auch das Zugvieh so vermehrt, daß alle Besitzer genug zum Anspannen haben, und gemeinsam geht es nun hinaus, damit jeder die ihm zugestandene Zahl der Morgen abpflügt. Denn die Morgen waren im Anfang nicht vermessen; ein Morgen war eben soviel, als man in einem Arbeitsmorgen pflügen konnte.

Schließlich geht es an den Bau des Hauses. Solange hat man sich mit dem Notbau beholfen, bis Ställe und Scheunen fertiggestellt waren. Der Wohlstand wuchs nur langsam, obwohl Weide genug vorhanden war, um mehr Vieh zu halten. Es war soviel Weide, daß die Aufteilung bei der späteren Separation (vergl. Kap. 15) noch einen Zuwachs von einer Hufe für die Familie ergab. Mit den Jahren gedieh auch der Boden, wurde eben und fest. Viele Geschlechter sind seitdem über ihn hinweggeschritten, und es war immer der gleiche langsame Schritt hinter dem Pfluge, immer warf dieselbe schwielige Hand den Samen aus, dieselbe schwere Hand des Bauern, von dem Geschlecht auf Geschlecht folgt, trotz Krieg und Seuche, trotz Teuerung und Hungersnot.

Wahrscheinlich hat der Grundherr auch gleichzeitig ein Haus in Leeka gebaut, den sogenannten Sedelhof, der ihm als Aufbewahrungsraum für das Zinsgetreide, als Versammlungsort für die Gerichtstage (Dingetage) und als Wohnung für den Aufseher, den Meyer, diente. Es

war der später Gärtnerſche Hof, gegenüber der Kirche. In den noch vorhandenen Auszügen aus den Lehnbriefen iſt immer von dem Sedelhof die Rede. Der älteſte ſtammt aus dem Jahre 1422. Ich ſetze den Auszug von 1466 hierher, er lautet:

„Kurfürſt Friedrich und Caſpar zu Sachſen, Gebrüder, leihen Caſpar, Chriſtoph und Balthaſar von Lipczk, Gebrüder, und ihren Vettern den Sedelhof und Dorf Leke, den freien Hof zur Zane, das Gut Sweta und das Dorf Pruſſa in der Pflege zu Zehn, wie auch die Güter zu Ortelsdorf — das iſt Ottmannsdorf — und Rageſen — das iſt eine wüſte Stätte zwiſchen Ottmannsdorf, Zalmſdorf und Sadegaſt, auf Sadegaſter Flur gelegen.“

Unteſchriften:

H. v. Klein. Hans v. Malten. Dietr. v. Schönbg.
Joh. v. Morgenthal, Exc.

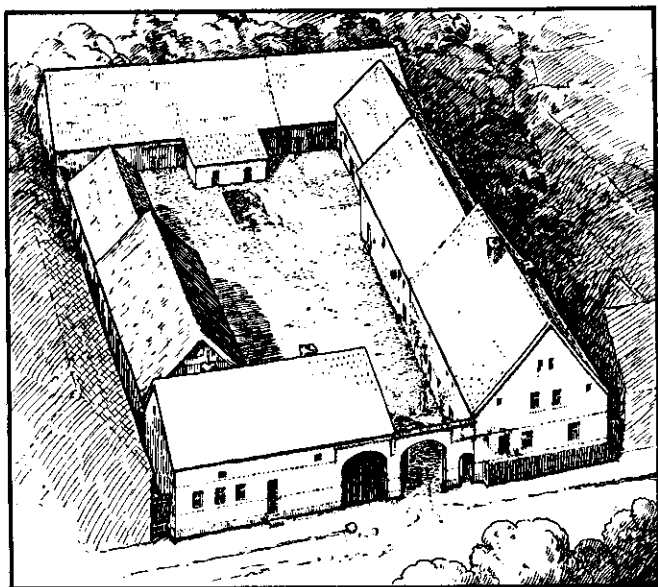
An Stt. Pauls Tage der Umkehrung 1466.
Originalurkunde v. 10-92b.

7. Vom Bau der Häuser und Höfe.

Einzelhöfe, wie sie in Westfalen und Flandern üblich sind, die mitten in dem dazugehörigen Acker- und Wiesenland liegen, konnten die Ankömmlinge im neuen Land nicht bauen. Das verbot die Lage der Hufe, deren Besitz ja nicht zusammenhing, also auch nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Hof stehen konnte. Es empfahl sich von selbst der nachbarliche Zusammenbau zu Reihen- oder Runddörfern, je nach der Lage der Hofstellen. So entstanden die Reihen- und Runddörfer, wie sie in Franken, Thüringen und dem östlichen Neuland, dem sogenannten Kolonialland, Sitte geworden sind. Es war überall genügend Raum vorhanden, so daß die Höfe nicht Baum an Baum zu stehen kamen, sondern mit Lücken aufeinander folgten; alle aberkehrten die Front der Straße zu.

Die Hofform in unserer Gegend ist seit alter Zeit die fränkische. Sie zeigt die Grundform eines Rechtecks. Die eine Seite nimmt das Wohnhaus mit dem Kuhstall ein, die andere Längsseite, etwas zurücktretend, Pferdeställe und Schaffställe mit dem Raum für das Geflügel, die Rückseite bildet die Scheune, während die Vorderfront von dem Auszugshaus, der Wohnung des Altküfers, und der Einfahrt gebildet wird. In den alten Häusern fand noch ein Schweinestall für die Zuchtsäue in der Vorderfront Platz, der wahrscheinlich wegen des bequemen Fütterns hier lag. Das Rechteck ist geschlossen, so daß das ganze Leben in Haus, Hof und Scheune den Blicken des Fremden völlig entzogen ist. In früherer Zeit waren die Gebäude alle einstöckig, aus Eichen- oder Fichtensachwerk, mit Stakholzfeldern und hohen, mit Strohdach versehenen Giebeln.

Jetzt sind die Strohdächer verschwunden und die einstöckigen Häuser und Ställe haben den zweistöckigen oder



Leehaer Gehöft (Kapperts Hof)

mindestens anderthalbstöckigen — übersehten — Gebäuden Platz gemacht. Die veränderte Wirtschaftsweise hat auch eine andere bauliche Einteilung zur Folge gehabt. Das Wohnhaus baut man jetzt vielfach „quer vor“, so daß es die Breitseite, nicht mehr den Giebel zur Straße kehrt. Man erzielt damit nach außen hin eine stattlichere, mehr dekorative Wirkung, praktischer aber und auch in wirtschaftlicher Hinsicht vorzuziehen, erscheint mir die alte Art, wo das Wohnhaus mit anschließendem Kuhstall als mächtiges Hauptstück den ganzen Hof beherrschte. Dann liegen im Vordergrunde des Hauses, nach der Straße zu, die Wohn- und Schlafräume der Familie. Darunter nimmt die große Stube, die als Fest- und Gastraum dient, den breitesten Platz ein. Es folgen die verschiedenen Kammern und die

Gesindestube, die gewöhnlich als kleine Wohnstube benutzt wird. Das Hauptstück der ganzen Anlage aber ist die geräumige Futterküche, die den Raum zwischen Wohnhaus und Kuhstall in seiner ganzen Tiefe einnimmt. Hier, in der Mitte des Hofes, ist das eigentliche Reich der Hausfrau. Von hier aus übersieht sie mit einem Blick durch die zweiteilige Tür den ganzen Hof; sie nimmt sowohl den Besuch wahr, der von der Straße her den Hof betritt, wie den Knecht und die Magd, die zur Hintertür hereinkommen. In der Futterküche wird das Futter für Kühe, Schweine und Gänse bereitet, von hier aus ist es am bequemsten an die Futterstellen zu tragen. An Werktagen wird auch das Essen für die Menschen hier gekocht, obwohl noch eine Kochgelegenheit in der eigentlichen Wohnung zur Verfügung steht.

An die Futterküche schließen sich hofwärts der Kuhstall, die Futterkammer, der Kälberstall und vielleicht der Holzstall an. Die hintere Wand des Hofes bildet die Scheune mit den zwei Tennen, deren eine den Zugang zum Garten enthält. Die dem Hause und dem Kuhstall gegenüberliegende Seite nehmen, wie schon erwähnt, Stallungen ein, nur daß an Stelle des Schafstalles jetzt Schweineställe, Wagenchuppen, ein Raum für die Knechte getreten sind. Der Pferdestall reicht nicht bis zur Straße; es muß noch Platz für das Auszugshaus bleiben. Die Wohnung des Altstüfers ist ganz vom Hofe abgewandt, er hat die Aussicht nach der Dorfstraße: der Auszügler soll sich nicht mehr um den Hof und das, was auf ihm vorgeht, kümmern, er soll geruhsam die Vorgänge auf der Dorfstraße betrachten. Gewöhnlich enthält das Auszugshaus noch die Backstube mit dem Backofen. Ein doppeltes Torhaus mit der Hoftür bildet den Abschluß und zugleich die Verbindung mit dem Wohnhaus. Am Abend, wenn die Hoftür abgeriegelt ist, kann niemand mehr aus- oder einkommen; das Gehöft gleicht einer wohlverwahrten Festung.

8. Kossäten, Hufner und Erbschulzen.

Was geschah nun mit den sorbischen Einwohnern? Wurden sie durch die flämischen Einwanderer in ihrer Betätigung und in ihrem Lebenserwerb nicht sehr beschränkt? Nicht so sehr, als man meinen könnte. Sie hatten ja nach wie vor als Ackerland das Feld, das um ihr Haus herum lag, um ihren Kotten, wie man heute noch im Rheinland sagt. Mehr hatten sie vorher auch nicht bebaut, und darauf, auf ihrem Kotten, ließ man sie ruhig sitzen. Man nannte sie auch danach Kottsat, der auf seinem Kotten sitzt. Daraus ist das heute noch gebräuchliche Wort Kossät entstanden. Anderswo hießen sie Gärtner, weil sie nur ihren Garten als Ackerland bebauten; auch Krautgärtner, Kötter, Rätner werden sie genannt.

Was verloren nun die Kossäten an Rechten und Gerechtsamen? Sie verloren zunächst den größten Teil der Grasgärten, die die Hoffstellen der Neuankömmlinge wurden. Ob sie dafür entschädigt wurden, wissen wir nicht. Einzelne Kossäten besaßen vor der Separation einen Grasgarten im Felde; es ist denkbar, daß dies die Entschädigung für einen solchen im Dorfe darstellte. Dann büßten sie die Hufe ein, die ihnen als Weide- und Holzland gedient hatte. An Weide war für ihren geringen Viehbestand in normalen Zeiten genügend vorhanden, so daß also anscheinend kein Verlust eintrat; Holz durften sie im Busch schlagen und im Gemeindewald lesen und sammeln. Es war also keine nennenswerte Beschränkung ihrer Lebenshaltung eingetreten. Sie hatten auch Anteil am gemeinsamen Torfstich, an der allgemeinen Weidefläche, nicht aber an der Brachweide. Anfangs waren sie von der Gemeindeversammlung ausgeschlossen und galten

überhaupt als minderen Rechtes gegenüber den deutschen Einwohnern. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß wir in ihnen die erste und älteste Schicht der Bevölkerung sehen müssen.

Die Hufner, die neuangekommene zweite Schicht der Bevölkerung, haben ihren Namen von der Hufe; sie allein sind Besitzer der Hufe, die zu 60 Morgen und für die Erbschulzen zu 65 Morgen berechnet wurde. Die Hufe ist das alte Grundmaß des östlichen, des Koloniallandes. Anderswo heißen sie Huber, Besitzer, Anspanner, Hofbesitzer u. ä. Der Name Hufner ist gewissermaßen aber nur der Amtsname, der Feiertagsname, alltäglich heißen sie Bauer. Bauern und Rossäten unterschied man; ist der Bauer im Hause, in der Stube, fragte man. Aber in amtlichen Schriftstücken, z. B. im Kirchenbuche, heißt es stets: Hufner XY, Sohn des Hufners Soundso. In der neueren Zeit nennen sich die Hufner mit Vorliebe Landwirt oder Gutsbesitzer. Da ist es zu begrüßen, daß durch Adolf Hitler der „Bauer“ wieder ein Ehrentitel und Ehrenname geworden ist. Der alte Name Hufner wird doch nicht wieder in Gebrauch kommen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß die Hufner die Hufe gerodet haben, daß sie es gewesen sind, die erst unsere Ackerfläche geschaffen haben. Daher hatten auch die Rossäten kein Weiderecht an der Brache; sie mußten also zwei getrennte Herden halten, eine für die Hufner, die andere für die Rossäten. Die Hirten für beide Herden stellten die Rossäten, für die Herde der Hufner natürlich gegen Bezahlung. Überhaupt werden die Rossäten vielfach im Tagelohn bei den Hufnern ausgeholfen haben. Die Ämter des Schafhirten und des Rinderhirten, des Pferde- und des Schweinehirten waren in alter Zeit in Leeka regelmäßig mit Rossäten besetzt.

Eine ganz besondere Stellung nahm der Schulze ein. Der genossenschaftlichen Wirtschaftsweise des Mittelalters

entsprechend, ordneten die Dorfbewohner ihre Angelegenheiten unter sich. Es kam also nicht vor, daß einer den anderen vor einem auswärtigen Gerichte verklagte; denn es gab gar kein auswärtiges Gericht. Alle Streitigkeiten, seien es Erbstreitigkeiten, Eigentumsvergehen, Beleidigung oder Gewalttat, entschied der Erb-, Lehn- und Gerichtsschulze mit den beiden Gerichtschöppen. Das war der Sinn des genossenschaftlichen Wesens, daß alle Streitigkeiten, überhaupt alle Angelegenheiten durch Genossen, also Menschen desselben Standes, entschieden wurden. Es gab auch Berufungsinstanzen gegen das Urteil des Schulzen oder Richters, wie er auch genannt wurde. Das war das Landgericht, das aus einer Anzahl von Schulzen, also wieder nur Genossen, bestand. Außerdem konnte beim Thingtage oder Dingetage (s. Kap. 14, Dingetage in Leekha) die Sache nochmals zur Sprache gebracht werden. War man auch mit der Entscheidung dieser Instanz nicht zufrieden, so konnte nur noch beim Landesherren, also beim Herzog oder Kurfürsten, Berufung eingelegt werden. Der Schulze hatte also einen viel größeren Einfluß als der heutige Gemeindevorsteher. Er erhielt auch den dritten Teil der Straf gelder, zwei Drittel bekam der Landesherr. Dazu war er Erb- und Lehn schulze, d. h. sein Hof und sein Amt erbte in der männlichen Linie vom Vater auf den Sohn fort, und er hatte den Hof als ein Lehen vom Amtmann oder, in einigen wenigen Fällen, vom Kurfürsten selbst verliehen bekommen. Vom Hufenzins und Frostdienst waren die Erbschulzengüter im allgemeinen frei. Dafür mußte der Lehnsempfänger bei der Verleihung eine Summe Geld, die sogenannte Lehnware, ans Amt entrichten. Die Lehnware mußte bei jedem Erb gang, auch vom Vater auf den Sohn, bezahlt werden. Sie betrug pro Huße 21,5 Groschen. Außerdem waren sie im Kriegs-falle zum Dienst mit dem Pferde verpflichtet. Seit Einrichtung der Landsknechtsheere war der Dienst mit dem

Lehnspferde abgelöst, die Schulzen zahlten zu Pfingsten jeden Jahres 26,5 oder 20 Groschen Pferdegeld, „dorumbe das sie mit keynem pferdt nicht zu dyenen beschwerdt werden, es sey denne eyne gemeyne warnunge odder aufrur ym lande, so seyn sie zu dyenen nach alder gewondtheyt schuldig“. Vom Pfarrtorn und ähnlichen Leistungen an die Kirche waren die Schulzengüter nicht befreit. Die durchschnittliche Hufenzahl eines Schulzengutes betrug 4 Hufen. Die größten mit je 6 Hufen waren im alten Amt Zahna die von Straach, Marzahna und Schmannedorf; Lipsdorf, Klebitz und Mellnsdorf hatten je 5 Hufen.

Die Erbschulzen heirateten — besonders in der ersten Zeit — vielfach wieder aus einer oder in eine Erbschulzenfamilie (vgl. Kap. 18). Der leitende Grundsatz, das vielleicht nicht bewußte Streben geht auf Erhaltung der Art und des ungeschmälerten Besitztums. Wenn man die Familiengeschichten verfolgt, so muß man sich oft wundern, mit wie geringer Entschädigung die übrigen Kinder von dem Erben des Hofes bedacht sind. Und was von den Erbschulzen gesagt ist, das gilt auch von den Hüfnern: die Wirtschaft, der Hof, muß unangetastet erhalten bleiben — das ist und bleibt der feste Satz, an dem nicht gerüttelt werden darf. Es gilt das harte Wort: ein Bauer hat ein Kind, die andern, das sind Hurenkinder. Das Besitztum, der Hof — das ist das Heiligtum. Man mag das beklagen, und doch ist es zum Nutzen der Gesamtheit der einzig richtige Standpunkt. Der Bauernstand wäre zur Auflösung und zum Verschwinden verurteilt, wenn das Gut geteilt oder zu sehr geschwächt würde. Der Erbe hat ja auch nicht viel Vorteil von seinem großen Besitz, er verwaltet ihn gewissermaßen nur und gibt ihn weiter in die Hand seines Sohnes. Es ist derselbe Grundgedanke, wie er in dem neuen Erbhofgesetz zum Ausdruck kommt.

Können die übrigen Kinder nicht wieder in ihren Stand heiraten, so ist es auffällig, wie schnell sich die Verwandt-

schaft löst. Wenn ein Bauernsohn ein Häusler oder Knecht wird, so ist es selten, daß er als Gevatter, als Pate bei dem Kinde des Hofbesizers erscheint. Auch anderer gesellschaftlicher Verkehr scheint nicht stattgefunden zu haben, es ist, als seien die Bande, die sonst zwischen Geschwistern bestehen, zerrissen. Das hat nicht in einem Mangel an verwandtschaftlichem Gefühl seine Ursache, vielmehr spielt ein gewisser Kastengeist eine große Rolle. Der Gedanke, du gehörst nicht mehr dazu, du gehörst jetzt zu einer anderen Schicht und zu der mußt du dich halten, das ist das Entscheidende. So war es jedenfalls bis vor einigen Menschenaltern, bis zur Separation der Felder, die ja überhaupt einen gewissen Scheidepunkt in der Geschichte der Landwirtschaft darstellt. Seit dieser Zeit, die den Bauern beweglicher und selbständiger machte, mag es etwas anders geworden sein; aber bis dahin, wo sich kaum ein Bauernsohn entschloß, etwas anderes zu werden als Bauer, hielt die Gewohnheit sie in ihrem Bann.

9. Wie die Sorben deutsch wurden. Reste der sorbischen Sprache.

So wohnten nun Sorben und Deutsche nebeneinander. Das Band, das sie hätte verbinden können, war das Christentum. In der Kirche waren sie ja alle gleich, nahmen sie doch am gleichen Gottesdienst teil. Der Gottesdienst hätte auch das zweite einende Band liefern können, die deutsche Sprache. Die Leute mußten zwar jeden Sonntag die Messe besuchen, von der sie aber nichts verstanden, da das meiste der gesungenen und gesprochenen Worte aus der lateinischen Sprache stammte; indes das ging den Sorben ebenso wie den Deutschen. Die Tatsache aber, daß der Geistliche deutsch war, genügte, um die deutsche Sprache als die vornehmere gelten zu lassen, als diejenige, die man erlernen müsse. Es wird allerdings berichtet, daß die Sorben, die viel Sinn für Allotria hatten, die deutschen Gebete, die sie erlernten, durch Worte aus ihrer Sprache oft im Sinn entstellt und daran viel Spaß gehabt hätten. Unter dem Bischof Rosco von Merseburg berichtet ein Geistlicher, daß die Wenden, die das Kyrieleison singen sollten, es spottenderweise in krja wolja verdreht hätten, das bedeutet in ihrer Sprache = im Busch wächst eine Erle. Aber ganz gleich, im Laufe der Zeit lernten sie deutsch. Schon die heranwachsenden Kinder lernten im Umgang und im Spiel mit den deutschen Kindern die deutsche Sprache. Die erwachsenen Kinder dienten als Knechte und Mägde bei den Hufnern und mußten sich ebenfalls der deutschen Sprache bedienen. Bald wird es auch zu Heiraten zwischen den beiden Volksklassen, den Hufnern und Rossäten, gekommen sein. In den Städten

bestand in den ersten Jahrhunderten ein Eheverbot, das die Ehe zwischen Deutschen und Wenden (Sorben) nicht gestattete, aber das galt nicht für die Bauern, nur für die zünftigen Handwerker. Wo hätte bei dem Kinderreichtum der Einwanderer auch der Überschuß der Bevölkerung bleiben sollen? Neue Hufnerstellen konnten nur in neuen Dörfern angelegt werden, und damit war es nach kurzer Zeit vorbei. Da war mancher Hufnerjohn und manche Hufnertochter froh, wenn sie in einem Kossätenhof unter-schlüpfen konnten. Damit war das Ende der selbständigen sorbischen Sprache gekommen. Freilich wurde die sorbische Sprache nicht vollständig verdrängt. In manchen Kossätenfamilien wurde sie noch bis zur Reformation gesprochen, und in einzelnen Wörtern und Wendungen lebt sie noch immer und gibt Zeugnis von ihrem früheren Bestande. Diese Wörter sind in die deutsche Sprache eingedrungen, sie sind eingedeutscht; aber nur der Kundige erkennt sie noch als Eindringlinge, wir brauchen sie, ohne es zu wissen, als deutsche Wörter. Im ganzen Osten, das ist in der Gegend östlich der Elbe, wo die Einwanderung der Bauern aus dem Westen erfolgte, und die wendische Bevölkerung sitzen blieb, spricht man diese mit wendischen Wörtern gemischte Sprache, nicht aber im Westen und Süden Deutschlands. (In manchen Gegenden, wo die Wenden zu dicht saßen und nicht mit Deutschen gemischt wurden, z. B. im Spreewald und in der Lausitz, behauptete sich die wendische Sprache und wird heute noch neben der deutschen gesprochen.)

Im folgenden geben wir eine Liste der gebräuchlichsten sorbischen oder wendischen Wörter, die in die deutsche Sprache aufgenommen sind, ohne daß das Verzeichnis den Anspruch auf Vollständigkeit macht. Sorbisch ist zunächst das Wort *Leeka* selbst, das, wie schon erwähnt, Buschdorf heißt. Dann sind viele Tiernamen sorbisch: *Motschetuh*, *Motsche* = Schmeichelname für die Kuh,

für ein weibliches Kalb; auch der Name für das weibliche Schaf, für das Mutterschaf, Zibbe, ist sorbisch. Es kommt vom sorbischen Wort žiba = Schaf. Die Gänse werden allgemein hile-hile gerufen; das ist der sorbische Name für Gans, während die Ente Pile heißt. Der ungezogene alberne Hund heißt Tele (Töle) = eigentlich Kalb = dummes Tier, der Gänserich Gent, ein junges, männliches Schwein Kunsch und das erwachsene, also der Eber, Hatsch. Einen trockenen Kiefernweig nennt man Kunschzacke, vom sorbischen gwunsch = trockene Kiefer und dem deutschen Zacke, was auf Plattdeutsch Zweig bedeutet. Das Wort führt mich hin zu den Pflanzennamen. Da ist zunächst die Bezeichnung für einen Bestand junger Kiefern zu nennen, die als Kuscheln bekannt sind; das Wort kommt her vom sorbischen kuzn, das heißt kurz. Ein Wort Moos kennt man in Leeka nicht, dafür sagt man Moch, vom sorbischen moch oder mech = Moos. Das Wort ist noch erhalten in dem Dorfnamen Mochau, d. i. Moosdorf. Briensche = schwarze Johannisbeere ist wahrscheinlich sorbischen Ursprungs, aber sicher sorbisch ist Schmehlen = Schmiere, von sorbisch smeel, eigentlich wilder Hafer.

Viele sorbische oder wendische Ausdrücke hat man auch für allerlei Krankheiten und Gebrechen. Man hat es auf der Plauze, wenn man erkältet ist, von sorbisch pluza = Lunge, oder man hat die Mauke, sorbisch muka, eigentlich eine Pferdekrankheit. Man ist pimpelig = empfindlich, zimperlich, von sorbisch pimplic = sehr zärtlich, zimperlich tun; man muß mummeln, von sorbisch mumlic = mühsam kauen; man geht kretschbeinig, von sorbisch kretschben, d. h. schreiten. Man muß knichen = stöhnen, von sorbisch knichatsch = stöhnen, seufzen. Auch viele Ausdrücke der sogenannten familiären Sprache gehen auf das Sorbische zurück. Daß man nee für nein sagt, kommt daher, daß nee die sorbische Verneinung ist, und daß man auf dem linken Ufer der Elbe wir statt wir sagt, hat seine

Ursache darin, daß wir auf sorbisch mir heißt. Die alten Sorben übernahmen also ein bekanntes Wort ihrer Sprache in das Deutsche. Daß es im Ostelbischen nicht geschehen ist, ist ein Beweis, daß auf der linken Seite der Elbe viel mehr Sorben sitzen geblieben sind oder viel mehr saßen als auf der rechten Seite, wo die Deutschen, die Flamländer, an Zahl stärker waren.

Eine Schnitte Brot heißt eine Banne, sorbisch eine Bemme; ein kleines, widriges Kind ein Wargel, sorbisch ein Wergel, d. h. ein Balg, ein von bösen Geistern vertauschtes Kind. Die Kinder spielen mit Kaulen, sorbisch kula, anderswo Marmeln genannt. Die rein sorbische Form Kule bezeichnet eine runde Vertiefung in der Erde, Lehmkuhle, Sandkuhle. Ein Knaß ist ein kleiner Kerl, vom sorbischen knež = Wicht, Zwerg; ein Bettelweib ist eine Katsche oder ein altes Gescheeche. Das letzte Wort bedeutet wörtlich Gespenst, Geistererscheinung. Es kommt auch als Zeitwort vor, etwa „wat hast du denn hier zu scheechen“, was hast du hier zu suchen, herumzugeistern? Das Heinzelmännchen heißt der Kowlík. „Die müssen doch 'n Kowlík han“, heißt es von Leuten, die immer mit der Arbeit fertig sind. „Bei Thielen kiet der Kowlík raus“, lautet eine Zeile des alten Leekaer Reihenverses. Auf Masurisch heißt der Kowlík kowallet, wörtlich das Schmiedchen. (Masurisch ist eine Schwester Sprache des Sorbischen und wird in Ostpreußen, von den Masuren, noch gesprochen. Da ich jahrelang in Masuren tätig gewesen bin, sorbisch aber nicht beherrsche, so habe ich im Vorhergehenden an Stelle von Sorbisch vielfach die verwandte masurische Sprachform gesetzt.) Das Kind geht in die baba und macht kulei — es geht schlafen. Solange es ganz jung ist, liegt es in der Puie = Wiege und wird gepuit = gewiegt. Etwas ist futsch, von sorbisch futš, geschrieben fuc; das schallnachahmende pardauz kommt ebenfalls wortgetreu aus dem Sorbischen, wie das die Bewegung

malende pomadig. Ebenfalls aus der sorbischen Sprache stammt das Wort pietſchen für trinken, maſuriſch pſchietſch; ebenſo parich = klebrig, ſchmierig, Plimme = Meſſerflinge, Niſchel = Schädel, im verächtlichen Sinne.

Das alles ſind ehemals ſorbische Wörter, die auch nur im ehemaligen Sorbenlande verſtanden werden, allenfalls noch in Gegenden mit anderen altſlawiſchen Sprachen, wie z. B. Brandenburg, Pommern uſw. Aber in den von alters her deutſchen Landen werden ſie nicht verſtanden.

Es gibt noch mehr derartige fremdklingende Wörter in der Leekaer Sprache, die vermutlich auch aus dem Sorbiſchen ſtammen, ich weiß aber keine Entſprechungen weder in ihr noch in der maſuriſchen Sprache. Müdig ſagt man z. B. von Birnen, die die Edelfäule haben, überreif ſind, maſch von Pflanzen, die ſehr üppig, ſaftig wachſen. Ein zierliches, hübsches Mädchen bezeichnet man als arber, einen kleinen, aber kräftigen und gewandten Jungen nennt man kräwiſch, einen fecken und dreiften, zähen aber kurrbendig. Trewiſch iſt dickköpfig, trozig, verbiſſen und wird von Menſchen und Tieren geſagt. Ungebaggert iſt unartig, ungezogen; vollgebaiert, vollgebartelt = vollgeſchmiert, beide Ausdrücke werden namentlich von Kindern gebraucht.

Dann gibt es noch eine Reihe von Wörtern, die aus dem Sorbiſchen, Wendiſchen oder überhaupt aus dem Slawiſchen ſtammen, die aber weiter verbreitet ſind. Entweder ſind ſie ganz in das Schriftdeutſch eingegangen und haben das deutſche Wort verdrängt, oder ſie ſind in Teilen Deutſchlands, namentlich im Oſten, weit verbreitet. Dazu gehören in erſter Linie Schimpf- und Scheltwörter. Paſchulke = Buſche, Bube; Schubbejaſch, aus dem polniſchen ſubiaſch ſtammend, bedeutet eigentlich Brauſekopf; Halunke, aus maſuriſch holonek = der in einer Hütte wohnt, armſeliger Wicht; Lodderbaſt, aus dem litauſiſchen lorbas = Schlingel, Tunichtgut.

Auf den Osten beschränkt ist Schöps und Schöpsenfleisch, im Westen und Süden sagt man Hammel und Hammelfleisch. Ebenso verhält es sich mit Jauche, für die man in den vorgenannten Gegenden Ordel sagt; Quark wird anderswo Weich- oder Weiskäse, in Ostpreußen Slumse, in Westfalen Hotten genannt. Über ganz Deutschland sind verbreitet oder werden wenigstens verstanden die aus dem Slawischen herübergenommenen Wörter: Kummel, Peitsche, Droschke, Plinse, Tschako usw.

10. Von der Kirche und ihren Dienern.

Alsbald nach der deutschen Besiedlung des Dorfes werden die Bewohner auch eine Kirche gebaut haben.

Den Platz wählten sie in der Rossätenreihe in der Mitte des Dorfes. Wahrscheinlich nahmen sie einen Teil von Zechs Gehöft. Darauf läßt neben der geringen Ausdehnung des Zechschen Grundstückes der Umstand schließen, daß Zech als der einzige Rossät einen Grasgarten im freien Felde, in der Hufe, besaß. Zur Aussteuer der Kirche waren eine Hufe auf Leekaer und zwei Hufen auf Balmsdorfer Flur ausgeworfen. Zur Parochie Leeka gehören nämlich neben dem Filialdorf Balmsdorf, das 8 Hufner und 2 Rossäten zählte, noch das Rittergut Raßdorf und das Vorwerk Ottmannsdorf. Über die näheren Umstände beim Bau der Kirche, auch über das Gründungsjahr ist nichts zu ermitteln. Die gegenwärtig noch stehende Kirche ist wahrscheinlich nicht die erste gewesen, obwohl sie ein beträchtliches Alter hat. Sie stammt sicherlich aus der katholischen Zeit, vermutlich aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Wie die

Kirchhofsmauern ist sie aus großen Granitfeldsteinen — Findlingsblöcken — erbaut, einer wehrhaften Burg nicht unähnlich.

Im Jahre 1528 und 1533 fanden Kirchenvisitationen durch Dr. Martin Luther statt. Der Befund lautet folgendermaßen: „Leke, Lehen der Herren von Leipzick, Pfarrer ein alter ungelernter man, taugt ganz nicht zum pfarrer, deshalb ist bedacht, das ein ander dahin soll geordnet werden. Das wohnhaus ist ganz böß, hat der alde pfarr ganz eingeeßsen, soll ufs neue vor Michaelis erbauet werden durch das kirchspiel, desgleichen scheun, stall und befriedung gebessert und in ein bestendig weßen bringen. Und kan der pfarrer halden 4 rinder, 30 schaf, 10 schwein ungeverlich. Einkommen der pfarren: 1 fl. 19 gr. ungeverlich, 1 hufen auf Leker mark, 2 hufen auf Balmsdorfer mark, 75 schfl. korn (zehnt) steigt und felt, 83 schfl. gersten, 3 schfl. hafern, die 30. garbe von 32 hufen auf Leker mark, von 28 hufen auf Balmsdorfer mark; Wizenwachs: 1 hufenteil of 2 fuder ungeverlich; holz: 1 hufenteil reißholz zu zimlichen feuerwerk.“

Soweit die Beurteilung durch Dr. Martin Luther. Es scheint, daß die Änderungen und Verbesserungen doch noch einige Zeit auf sich warten ließen. Erst als 1545 der alte Geistliche „mit Tode abgegangen ist“, wird im Januar 1546 ein neuer Geistlicher durch Dr. Martin Luther eingeführt. Es scheint eine der letzten Amtshandlungen Luthers gewesen zu sein. Der neue Geistliche hieß Laurentius Seber oder Sober aus Neustadt im Vogtlande, ein Schuster, der in Wittenberg Vorlesungen gehört hatte und zur Zeit der Reformation von Luther zum Schuldienst in Gorsdorf verordnet worden war. Nach zwei Jahren schon wurde er zum Pfarrer in Leeka berufen. Luther hielt die Einführungs-predigt und verpflichtete in Gegenwart des Schulzen und des ersten Schöffen — meines Vorfahren Möbius — den Pfarrer, den Gottesdienst künftig nach der neuen Ordnung zu halten.

Alte Leute in Leekha erzählen gern, daß die jetzt noch vorhandene Kirche zu Luthers Zeit erbaut und von Luther eingeweiht worden sei. Bei der Einweihung wäre alles, was an die katholische Zeit erinnerte, verbrannt worden, Bücher, Meßgewänder und Inventar, nur die sieben Heiligenfiguren, aus Holz kunstvoll geschnitten, wären durch den Küster auf listige Weise gerettet worden. Sie stehen noch heute auf dem Altar.

Jakobus der Ältere

Es sind Holzschnitzereien aus Lindenholz, etwa 1,20 Meter hoch. Was die gefälligen Figuren darstellen, merkt der Laie ohne weiteres nicht, er rät vielleicht auf die Apostel, die Mutter Maria und Magdalene. Fachleute geben uns sichere Deutung. Der Konservator der Provinz Sachsen schreibt auf eine Anfrage: „Bei den Bildern, die mein Mitarbeiter im Januar 1932 besichtigte, handelt es sich um Reste eines offenbar sehr wertvollen Schnitzaltars aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Die beiden im Lichtbild übersandten Figuren stellen Jakobus den Älteren (mit Pilgermuschel) und die hl. Magdalena (mit der

Die heilige Magdalena

Salbbüchse) dar. Die übrigen Figuren sind Johannes (mit Kelch), Dorothea (mit Drachen), Maria mit dem Kind und die heilige Katharina (mit Rad). Den männlichen Heiligen mit Stab vermag ich nicht mit Sicherheit zu identifizieren. Vielleicht soll es Philippus sein. Dem Leekhaer Schnitzschrein verwandte Altarschreine finden sich in der Altmark, z. B. in Salzwedel und in Arendsee.“

Daß der letzte Heilige — mit Glöckchen und Stab — nicht erkannt worden ist, kommt daher, daß er den Stab zu Unrecht trägt. Wie von Herrn Akademieprofessor Dr. Fuchs-Baderborn festgestellt wurde, handelt es sich um einen Holunderstab, den ihm jemand — wahrscheinlich aus Unkenntnis — in die Hand gedrückt hat. Mit dem Glöckchen allein ist es ganz sicher Antonius der Einsiedler. Er erhielt ein Glöckchen als Kennzeichen, weil sich die Antonitermönche durch ein Glöckchen beim Terminieren bemerkbar machten. (Terminieren = das Einsammeln von Lebensmitteln für das Kloster. Zu festgesetztem, von der Kanzel bekanntgemachtem Zeitpunkt — Termin — begann das Einsammeln.)

Es sind also von links nach rechts folgende Figuren:

1. Antonius der Einsiedler — mit dem Glöckchen.
2. Johannes mit Kelch — er ist mit Krone und Hermelinmantel bekleidet, weil er der Legende nach von fürstlichem Herkommen war.
3. Katharina, mit zerbrochenem Rad dargestellt, weil sie gerädert wurde.
4. Maria mit dem Kind. Eigenartig ist, daß das Kind ein aufgeschlagenes Buch vor sich hat.
5. Die hl. Dorothea mit dem Drachen.
6. (Unten) Magdalena mit dem Salbgefäß.
7. Jakobus der Ältere mit Pilgerstab und Muschel. Von ihm berichtet die Legende das folgende: Im Jahre 59 n. Chr. Geb., als die Mutter Maria gestorben war, kamen die Apostel noch einmal in Jerusalem zusammen. Bei dieser Gelegenheit teilten sie unter sich das gesamte Missionsfeld — den Erdkreis. Jakobus bekam Spanien und wanderte dorthin. Darum trägt er den Pilgerstab und die

Muschel zum Wassers schöpfen. (Nächst Jerusalem und Rom war im Mittelalter San Jago di Compostella in Spanien der bedeutendste Wallfahrtsort.)

In der Sakristei, hinter dem Altar liegt noch ein geschnitztes Eichenbrett, auf dem allerlei Bibelstellen angegeben sind. Daneben stehen die Worte: „Vespera nunc venit nobiscum Christe maneto exstingui lucem nec patiari tuam“. Das ist der Spruch, der in Luthers Übersetzung also lautet: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget“. Wahrscheinlich stammt das Brett von dem Umbau, den die Kirche im Jahre 1750 erfuhr. In dem Kirchenbuch, das von dem ersten Pfarrer Laurentius Seber 1560 begonnen wurde, demnach eins der ältesten ist, steht über den Umbau von 1750 zu lesen: Mag. Joh. Gottfried Peschel aus Wilsdruff, substituiert den 16. Juli 1741, ein sehr tüchtiger usw. Seine Schwägerin, des Amtsvorgängers Steiger jüngste Tochter, wurde als erstes Brautpaar in der neu erbauten Kirche zu Leeka am 28. Oktober 1750 mit M. J. G. Schurbart, Pastor zu Kurzsipsdorf, kopuliert. Die Probepredigt hielt Pastor Peschel in Gegenwart des H. Generalmajor Brand v. Lindau.

Dieser vorerwähnte große Umbau bezog sich, außer der Ausbesserung am Mauerwerk, auf alles Holzwerk in und an der Kirche, also Altar, Bänke und Emporen, selbst der Turm wurde in der Zeit mit seinem Holzwerk erneuert. Etwa 1880, zur Zeit des Pastors Brand, ist die Balkenlage erneuert worden. Kurz vor dem Weltkrieg wurde die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt ausgemalt. Die Kosten trug die Patronin, Gräfin von Fürstenstein. Bei der Gelegenheit hat sie auch dem Kriegerverein eine Fahne gestiftet. An den jetzigen Abendmahlsgeräten ist ebenfalls ihr Name als Stifterin eingraviert.

Die einzige Glocke stammt aus ältester Zeit. Sie ist nach dem Urteil eines Glockensachverständigen mindestens

400 Jahre alt. Für das Alter sprechen Form und Verzierung; sie hat aber ihrem Klang nach keinen bedeutenden Wert. Eine Jahreszahl ist nicht daran zu finden. Die andere große Glocke ist ein Opfer des Weltkrieges geworden. Sie

wurde im Jahre 1917 zerschlagen und fortgeschickt. — Die Turmuhr in Leeka und die Orgel sind nicht von Anfang an vorhanden gewesen; die Uhr ist im Jahre 1622 (wie in den alten Inventarienverzeichnissen bei den Kirchenrechnungen zu lesen) angeschafft worden. Die Orgel wurde im Jahre 1772, und zwar teils auf Kosten des Patrons, teils auf Kosten

der Gemeinde gekauft und ist aus Coswig gekommen; 1857 wurde sie durch eine neue, von Orgelbauer Baumgarten in Zahna erbaute ersetzt. Die Balmsdorfer Kirche hat erst nach dem Jahre 1830 eine Orgel erhalten. Daher finden sich unter den Einnahmen des Schullehrers auch die beiden Posten: „3 Reichsthaler 20 Silbergroschen jährlich, die er von der Leekaer Gemeinde empfängt für Orgelspielen und Seigerstellen und 4 Reichsthaler aus der Balmsdorfer Kirchenkasse für Orgelspielen.“

Im folgenden ein Verzeichnis der Pfarrer und Rüfter des Dorfes seit 1546:

1. Laurentius Seber oder Sober, 1546—1566 (vergl. den Anfang dieses Abschnittes).
2. Georgius Eckardt, 1566—1604.

5. Magister Pankratius Eckardt, Sohn des vorigen, 1604—1638, verheiratet mit einer Tochter des Bürgermeisters Caspar Rappert aus Zahna.
4. Friedrich Müller, 1638—1689, war anderthalb Jahre vom Schlage gerührt und hatte seit 1679 zum Substitut
5. Magister Samuel Laue aus Halle, der 1699 Superintendent in Zahna wurde.
6. Magister Gottfried Schuhmann, Seifensiederjohn aus Belgern, seit 1706 ebenfalls Superintendent in Zahna und 1727 zum Dr. theol. in Wittenberg promoviert.
7. Magister Gottfried Steiger aus Eylitz bei Lommatsch, 1706—1741, konnte sein Amt wegen Altersschwäche zuletzt nicht mehr versehen, gestorben 1743 in sehr dürftigen Verhältnissen. Sein Substitut und Nachfolger war
8. Magister Johann Gottfried Peschel aus Wilsdruff (s. oben).
9. Magister Johann Ernst Hoppe aus Leipzig, früher Lehrer des jungen Herrn von Wackdorf, 1767—1785, gestorben nach langwieriger Krankheit.
10. Magister Daniel August Hofmeier, 1785—1789, dann in Kropstädt.
11. Magister Gottlieb Konradi, vorher Rektor in Zahna, wurde am 9. Januar 1815 auf dem Wege von Zahna nach Leekä vom Schlage getroffen und erfror bei der großen Kälte, weil er erst am nächsten Tage gefunden wurde. Er hinterließ einen Sohn, der Königlich Sächsischer Feldprediger bei der Armee war.
12. Karl Friedrich Beyer, früher Hauslehrer der von Wackdorffschen Kinder, 1815—1838, er starb 72 Jahre alt und hinterließ 5 Töchter.
13. Johann Friedrich August Galle, Teerschwälersohn aus Wiesenburg, eingeführt 1840, ging 1850 nach Zwetau bei Torgau.

14. Friedrich Adolf Leopold Stuber aus Potsdam, früher Hauslehrer des Herrn von Waghdorf, eingeführt 1851, emeritiert 1879.
15. Karl Brand aus Berlin, nahm als Kriegsfreiwilliger am Feldzuge gegen Frankreich teil, verwundet beim Sturm auf Le Bourget, wurde 1876 Gouverneur am Kadettenhause in Potsdam, seit 1877 Rektor und Prediger in Köpenick, seit 1880 Pfarrer in Leeka, 1887 versetzt nach Oberthau bei Scheuditz.
16. Friedrich Schimmel aus Hemmerde in Westfalen, besuchte das Predigerseminar in Wittenberg, seit 1883 Pfarrer in Bülzig, 1888 in Leeka, gestorben an einem Herz- und Nierenleiden 1900.
17. Otto Sasse aus Dahme in der Mark, seit 1900 Pfarrer in Leeka, starb am 14. 10. 1913.
18. Walter Scheele aus Dahme (Mark), Sohn des dortigen Superintendenten, seit 1914 Pfarrer in Leeka bis 1922, versetzt nach Groß-Corbetha, später nach Halle (Paulusgemeinde), verstarb dort infolge Herzschlages am 16. 11. 1932.
19. Von 1922—1927 Pfarre unbezegt. Vertreter Pfarrer Voigt aus Sadegast.
20. Heinrich Reik, geboren in Reichenrode, 1927—1932, versetzt nach Bad Schmiedeberg.
21. Pfarre unbezegt. Vertreter Pfarrer Konrad Zippel aus Zahna.

Im folgenden seien auch die Schullehrer genannt:

1. Bis 1568 Bartolomäus Schlickrat.
2. 1568—1577 Dominikus Schlickrat, welcher 1568 mit des hiesigen Pfarrers Georgius Eckardt Schwester „vertraut“ wurde. Er starb an der Pest, gleichzeitig mit seiner Frau und zwei Kindern, 1577.
3. Von 1577—158? Gregorius Thiele.

4. David Vollschwer ist 1585 am Michaelisabend begraben, fünf Tage vorher die Rüsterin, beide an der Pest gestorben.
5. 1587—1636 Michael Rohde. Er starb 1636 an den Pocken, fast 80 Jahre alt, im Kirchendienst 46 Jahre gewesen und hatte drei Jahre abgedankt (ohne Gedanken) geessen.
6. 1636—1649? Martin Goebel. Seine Todesanzeige ist nicht zu finden.
7. Johann Nebel, etwa von 1649—1652. Sein Verbleib ist nicht zu ersehen.
8. 1652—1659 Thomas Weise.
9. 1659—1669 Johann Christoph Otto, Meister des Schneiderhandwerks in der Zunft Seyda und 10 Jahre Custos zu Leeka, starb 30 Jahre und etliche Tage alt, gottesfürchtig, ehrerbietig und in seinem Amte treu und fleißig.
10. Johann Müller, Sohn des damaligen hiesigen Pfarrers Friedericus Müller, von 1670—1685.
11. Von 1709—1740 ist das Kirchenbuch nicht geführt, daher erst wieder 1712—1753 ein Schullehrer zu finden, nämlich Joachim Ernst Tschoch, seine Frau Marie Justine geb. Müller war vermutlich eine Tochter seines Vorgängers, da auch seine Eheschließung in Leeka stattgefunden hat. Gestorben 1756, „in die 44 Jahre in Leeka und Balmsdorf gewesener Schulmeister“.
12. Johann Gottfried Tschoch, 1753—1771. Da er bei seinem Tode als „in die 18 Jahr in Leeka und Balmsdorf gewesener Schulmeister“ bezeichnet, 1752 im Taufregister als Pate „Katecheta in Balmsdorf“ und später „designierter Schulmeister Substitutus in Leeka“ genannt wird, so mag er wohl früher in Balmsdorf gedient oder in befreundeter Familie in der Wirtschaft geholfen und bis zum Tode seines Vaters und Vorgängers auch als dessen Substitutus dort gelebt und

von da aus den Schuldienst versehen haben. Denn daß es in Balmsdorf eine Katechetenstelle gegeben hat, ist nicht wahrscheinlich.

13. Johann Gottfried Henne, 1771—1813, wurde 63 Jahre alt, starb an der roten Ruhr und wurde wegen der Kriegsunruhen in der Stille begraben.
14. Ihm folgte sein Sohn Johann Gotthelf Henne, der 1832 starb, 54 Jahre alt.
15. Karl Ferdinand Ludwig, bis 1837, wurde von Leeka verjett.
16. Karl Friedrich Mittag, 1838—1846, wurde ebenfalls verjett.
17. Friedrich Gottlob Friedemann, seit 1846. 1871 wurde er zweimal vom Schläge gerührt, 1876 bei der Konfirmation abermals vom Schläge getroffen, starb am anderen Morgen.
18. Moritz Winkler, 1876—1877.
19. Franz Hönlke, 1877—1917.
20. 1917—1918 unbesezt, Vertreter Lehrer Gödlke aus Zahna.
21. Karl Waksch, 1918 bis jezt (1935).

Gar mancherlei Schicksale hat die Gemeinde Leeka im Laufe der 400 Jahre, seitdem das Kirchenbuch berichtet, durchlebt: Krieg und Pest, Feuersbrunst und Hagelschlag und Heuschrecken — keine Plage ist ihr fremd geblieben. Am schlimmsten haben die Pestheuchen der Jahre 1577—79 und 1585 gewütet; sie haben fast das ganze Dorf hingerafft. Der Pestfleck auf dem Friedhof — jezt befinden sich auf einem Teil desselben die Erbbegräbnisse der Raßdorfer Herrschaft und der Geistlichen — ist ein trauriges Gedenkzeichen an jene unheilvolle Zeit.

Von wieviel treuer Arbeit und ehrlichem Streben, von wieviel Tragik auch erzählt allein die Liste der Geistlichen und Lehrer. Man muß nur zwischen den dünnen Notizen zu

lesen verstehen. Ein paar Bilder aus neuester Zeit mögen den Abschluß des Abschnittes bilden:

Der letzte Schulmeister der alten Art war der Lehrer meines Vaters, Gotthelf Henne, 1815—1832, seines Zeichens ehrjamer Schneidermeister, Schulmeister, Rüster, Kantor und Organist zu Leeka. Er hatte bei seinem Vater Schneider und Schulmeister gelernt, war dann ein halbes Jahr auf dem Schullehrerseminar in Dresden gewesen und übte nun als Nachfolger seines Vaters den Doppelberuf als Schneider und Schulmeister auch unter der preussischen Herrschaft noch treu und gewissenhaft aus. Er saß arbeitend auf seinem Schneidertisch, und ein größerer Junge übte indes mit den Kleinen das Buchstabieren, während die Älteren mit Abschreibübungen beschäftigt waren. Hatte er die größeren Kinder für sich allein, so erfuhr seine Schneiderarbeit auch keine Unterbrechung; dann wurden die zehn Gebote, der Glaube, das Vaterunser durch Vor- und Nachsprechen eingeprägt, wobei wieder ein älterer Schüler den Lehrer ersetzte, oder es wurde vorgelesen. Als Lesebuch — mit Auswahl natürlich — diente die Bibel, die mehrere Male vom Anfang bis zum Ende gelesen wurde. Dabei gab es Stellen, die den Kindern Rätsel aufgaben, z. B.: Gott hatte zwei Menschen geschaffen, die bekanntlich Adam und Eva hießen, die hatten zwei Söhne, Cain und Seth, die auch Weiber nahmen. Ja, wo kamen denn die Weiber her? Hier klappte eine Lücke, und der wißbegierige Junge wollte sie ausgefüllt haben. Die Frage, die vielleicht schon manchen rechtgläubigen Theologen bewegt hat, konnte den alten Henne nicht erschüttern. „Nu dasone, nu dasone, da wolln wir uns'n Kopp nich drierber zerbrechen, s'is eben Gottes Wort“, lautete seine ebenso kluge wie taktvolle Antwort.

Gegen das Ende der Schulfunden, wenn er das Geschriebene nachsah, pflegte er sich die lange Pfeife anzustecken. Das tat er auch, wenn er gemütlich war und ihnen etwas aus der Geschichte erzählte. Es war immer dasselbe:

von Napoleon und der Schlacht bei Leipzig. Geschichte gehörte nicht zum Lehrplan der Dorfschule. Es genügte, wenn er ihnen Lesen, Schreiben, die Elemente des Rechnens, Gesang und vor allem den Katechismus und die Bibel näherbrachte. Und das hat er treu und redlich getan. Mein Vater schrieb eine bessere Handschrift als die jüngere Generation; das war die Folge der vielen Abschreibübungen, die nicht nur das Schönschreiben, sondern, richtig betrieben, auch das Richtigschreiben befördern. Der alte Henne muß aber auch ein Muster der Pünktlichkeit gewesen sein. Mein Vater erzählte, daß er keinen Stoß brauchte, aber wenn jemand zu spät zur Schule kam, gab es unweigerlich Schläge mit der Elle, und die waren sehr gefürchtet.

Meine Mutter hat ihre Schulzeit (um 1840) bei dem Lehrer Ludwig, einem Bögling des Weißenfelder Musterseminars, verlebt. Man ahnt etwas von dem Geist jener für die damalige Zeit berühmten Lehrerbildungsanstalt, wenn man erfährt, daß er einen verzweifelten Kampf gegen das Kopftuch der Mädchen führte — die Mädchen mußten auch im Winter ohne das „schützende Kopftuch“ mit geschneitelten Haaren in der Schule erscheinen — daß er im Lande der Wahr- und Michsager einen ebenso hartnäckigen wie aussichtslosen Kampf für ein reines Deutsch kämpfte. (Das Land der Wahr- und Michsager ist die Gegend um Dessau, Bitterfeld, Wittenberg, wo man für nicht wahr, wahr sagt und an Stelle von mir mich, dem Gebrauch des Plattdeutschen folgend, das nur den vierten Fall kennt.) Daher konnte meine Mutter noch mit 80 Jahren die Verhältnismörter, die den 3. und die den 4. Fall regieren, in schönen Versen herfagen. Meine Geschwister waren bei dem Lehrer Friedemann, ich selbst bin bei meinem Schwager Hönike zur Schule gegangen. Hönike war 40 Jahre, von 1877 bis 1917, Lehrer im Dorfe; 40 Jahre — bei wöchentlich 32 Stunden — fürwahr ein Stück treuer und geduldiger Arbeit.

11. Verkäufe bei Leetza. Zustände um 1500.

Seit etwa 400 Jahren sind jetzt die Deutschen im Lande; wie eine Sage klingt es, daß sie einst fremd gewesen sein sollen, daß das Land nicht immer ihre Heimat gewesen ist. Mancherlei hat sich in den 400 Jahren verändert. Die Welt ist anders geworden. Wohl die eingreifendste Veränderung, die den meisten aber nicht als solche erschien, war mit dem Auftreten des gewaltigen Predigers in ihrer Amtsstadt Wittenberg, mit dem Wirken Dr. Martin Luthers, verknüpft. Freilich ist seit jenem Tage, da der starke, gewaltige Mann in ihrem Kirchlein gepredigt und zum ersten Mal das Abendmahl mit Brot und Wein ausgeteilt hat, gar vieles anders geworden. Der alte Pfarrer, der weiter nichts konnte, als aus seinem Buch die lateinischen Gebete vorlesen, ist durch einen jungen, der jetzt auch schon alt ist, ersetzt worden. Der hält jeden Sonntag eine deutsche Predigt und teilt fleißig das Abendmahl aus; aber die Predigten sind zu lang — unter zwei Stunden tut er es nicht — da muß man schlafen. Zwar ist seit einiger Zeit der Küster angestellt, die Schläfer zu wecken, aber wer kann denn zuhören, wenn der Pfarrer weiter nichts tut, als auf die Reformierten schelten. Der alte Möbius, der damals, als Luther predigte, meinte, nun käme eine ganz neue Zeit, eine große und gewaltige Zeit, würde sich im Grabe umdrehen, wenn er sähe, was aus der Sache geworden ist. Ja, das eine muß man zugeben, mit dem Gemeindegesang und mit den neuen Liedern, das ist etwas Herrliches. Besonders, seitdem der neue Küster, der eine gewaltige Stimme hat, die erste Strophe immer vorsingt und die Lieder mit den Kindern schön einübt. Daß man

eine neue Pfarterwohnung hat bauen müssen, seitdem der gegenwärtige, verheiratete Pastor da ist, ist auch so ein Kapitel. Eine Scheune und Ställe sind auch gebaut; denn der jetzige Pastor treibt selbst Wirtschaft. Das war bei dem alten doch alles bequemer, er predigte nicht so lange und hatte den Acker billig verpachtet. Überhaupt der Acker! Er wird immer knapper. Es sind zuviel Menschen im Lande, darum ist der Acker auch so teuer. Man hat im Busch, wo es einigermaßen ging, schon neue Dörfer angelegt, Melten-dorf, Ruhlsdorf, Arnsdorf, Sielsdorf. Zemnid ist schon seit Hunderten von Jahren mit deutschen Ansiedlern besetzt, aber immer ist noch Ackermangel! Da greift man auch die tiefst gelegene Stelle des Busches an. Es beginnt der Verkauf des sumpfigen Gebietes und damit seine Trockenlegung. Eine Originalurkunde des Dresdener Hauptstaatsarchivs vom Jahre 1496 (Originalurkunde „9128 Albrecht, Hans“ usw. Verkleinerte Abb. siehe Tafel nach Seite 80) berichtet folgendermaßen: „Wir hiernach geschriebene Albrecht, Hans, Otto, Georg und Heinrich Gebrüdern Schenken von Landsberg, Herren zu Taupitz und Siedow — d. i. Sanda — bekennen vor uns, unsern Erben, vor jedermanniglich, die diesen unsern Brief sehen oder hören lesen, daß wir allesamlich einträchtiglich recht und redlich auf einen wederkauf verkauft haben und verkaufen gemeiniglich in und mit Kraft dieses Briefes dem vorsichtigen Petern Gottersleven, Richter zu Letzow, seinen Erben und Erbnehmern oder wer diesen Brief mit seinem guten Willen und Wissen innehaben wird, die Letzower Morgen und dazu zwei Morgen dabei, die zuvor Gallien zu Scalmesdorff umb Zins gebraucht und genossen hat und drittenhalben Garten an demselbigen Morgen in Czemnid im Busche in der Siedowschen Pflege gelegen und haben ihm die vor hundertunddreißig gute römische Gulden gegeben, die uns benannter Peter Gottersleven darüber gereicht und zu gutem Danke wohl vergnügt (vergütet) und bezahlt hat,

die wir sämtlich wieder an unsern merklichen Nutz und Frommen gewandt umgekehrt haben.“ So geht der Vertrag in den bei einem Kaufvertrag jener Zeit üblichen Formalitäten noch ein gutes Stück weiter. Die Urkunde ist auf weißem Leder geschrieben, mit einem Wachsiegel versehen und ausgefertigt am Montag nach Dorothee anno 1496, das ist am 8. Februar 1496.

Es handelt sich vermutlich um die Flurstücke, die heute als der Kleine Brand, die Horst und Hermanns Graspargen bezeichnet werden. Die Leekaer Flur reichte also zur Zeit nur bis an den alten Seydaer Weg, Leeka lag „am“ Busche.

Von weiteren Verkäufen des Buschgebietes, aber diesmal von fiskalischem Besitz, berichtet ebenfalls das Dresdener Archiv. „Im Jahre 1558 hat man an die Hüfner von Leeka 80 Morgen des Buschwaldes, der an das Gemeindeland grenzt, vererbt, an die Einwohner zu Zahna 49 Morgen Wiesen, an die Bewohner der Flämingdörfer 115 Morgen und an die Bewohner von Jemnid und Umgegend 41 Morgen Buschwiesen gegen Erbzins abgegeben.“ Das ist alles „ein wüste, vertrieben Gestrüppe“ gewesen. Die Besitzer haben jeden Morgen jährlich mit 8 Groschen, vom sechsten Jahre ab mit 16 Groschen vererbzinsen müssen. Auf diese Übertragung geht sicherlich der Leekaer Wiesenbesitz der Flämingbauern zurück.

Bei Leeka scheint es sich um den sogenannten Großen Brand zu handeln. Das Stück, das unmittelbar an das Dorf stößt und jetzt noch das Radeland heißt, hat man wohl damals gerodet, um es als Weidesfläche zu benutzen, während der Brand noch Holz- und Gestrüppland blieb und erst allmählich in Weideland überging.

Ackerland ist knapp und teuer, davon wird auch der Gutsherr betroffen. Er kann die Pacht nur im Erb- oder Todesfalle des Pächters steigern, und die Steigerung hält nicht Schritt mit der allgemeinen Teuerung. Er hat schon ein Drittel von Leeka, bestehend aus 3 Wispeln,

12 Scheffel Roggen, 3 Wispeln Hafer, 10 Scheffeln Gerste nebst entsprechenden Geldzinsen und Fleischzehnt, an Alex von Brandt auf Wiesenburg und Hagelberg verpfändet. Diese Gaben sind von 3 Hühnern und 2 Rossäten zu entrichten. Jetzt ist die Frist der Einlösung des Pfandes abgelaufen. Da er das Pfand nicht lösen kann, muß er das Drittel von Leeka, also die Abgabeverpflichtung von 3 Hühnern und 2 Rossäten, verkaufen. Alex von Brandt erwirbt das Recht für 440 rheinische Gulden. Daraus ergibt sich also der merkwürdige Rechtszustand, daß zwei Drittel von Leeka dem alten Herrn von Leipziger gehört, der zur Zeit auf Wildenau bei Torgau sitzt, während ein Drittel einen neuen Herrn erhält, eben den Herrn Alex von Brandt auf Hagelberg.

Diese Getreideabgabe, die von den Hühnern zu zahlen war, machte aber bei weitem nicht die Gesamtheit der Abgaben aus. Es war schon von Geldzinsen und Zehnt die Rede, und diese waren die Hauptsache. Es hatte sich, wie schon angedeutet, eine Umwälzung vollzogen — ähnlich wie in unserer Zeit die Inflation — die man als den Übergang zur Geldwirtschaft bezeichnet. Während man in der früheren Zeit nur wenig bares Geld hatte und sehr viel mit Waren, mit Getreide oder Vieh, bezahlte, war in jüngster Zeit durch die Entdeckung neuer Silbergruben in Mansfeld und in Ungarn viel Geld ins Land gekommen. Man bezahlte daher fast alles, z. B. den Zehnten, nicht mehr in Getreide und in Vieh, sondern in barem Gelde.

Noch etwas anderes kam hinzu. Das war die Entstehung eines neuen Standes, der Beamten. Früher gab es außer den Geistlichen und den Verwaltern der Domänen, den Hofbeamten, keine Beamten, alles regierte sich selbst, genossenschaftlich, wie die Dorfgemeinde unter ihrem Schulzen und Schöppen, wie in der Stadt die Handwerker unter ihrem Innungsmeister. Diese Beamten versahen ihr Amt ehrenamtlich, ohne Befoldung oder bares Gehalt; sie hatten

statt dessen eine Domäne oder ein anderes kurfürstliches Besitztum zu Lehen. Nach dem Aufkommen der Geldwirtschaft wurden Beamte nötig, die auch mit Geld bezahlt wurden. Da war zuerst der Amtmann, auch Schosser, Schreiber und Vogt genannt. Er ist verantwortlich für das ganze Amt. Für uns kommen zwei Ämter in Frage, Wittenberg und Schweinik, die im Umfang etwa den jetzigen Kreisen entsprechen. Der Amtmann ist der Vorgänger des jetzigen Landrates und hatte ungefähr auch dessen Befugnisse. Dem früheren Landjäger, jetzt wieder Gendarm genannt, entsprachen die Landknechte, deren es zwei oder drei in jedem Amt gab. Sie waren beritten und hatten im besonderen die Aufgabe, den Zehnten einzutreiben; dann waren sie die Polizei des Amtes und sorgten für die Sicherheit. Für den Unterhalt der Pferde hatte jeder Hüfner jährlich drei Korngarben und fünf Hafergarben zu liefern. Weitere Beamte erforderte das Zoll- und Geleitswesen. An den Handelswegen wurde Zoll erhoben, und die Wagen der Kaufleute mußten wegen der Unsicherheit der Straßen von bewaffneten Geleitsmännern geführt werden. Während die Geleitsmänner von dem Kaufmann besoldet wurden, war der Zöllner ein kurfürstlicher Beamter, der aus der Landeskasse bezahlt wurde. Zoll wurde z. B. erhoben in Wittenberg, Elster, Marzahna, Edmannsdorf; Edmannsdorf lag an der alten Straße, die von Jüterbog über Zerbst nach Halberstadt führte, Marzahna an der Straße von Berlin nach Leipzig, Elster an der Straße Wittenberg—Jessen-Schweinik—Dresden.

An die Stelle der allgemeinen Wehrpflicht, die die früheren Einwohner zu leisten gehalten waren, traten die Heere der Landknechte, die vom Kurfürsten besoldet wurden. Die alte Pflicht war durch eine allgemeine Geldsteuer, das Geschoß, abgelöst. Sie betrug für Leeka 7 Schock Groschen und 6 Pfennig. Der Schulze, der früher den Dienst zu Pferde leistete und dazu ein Lehnspferd stellen

mußte, hatte für das abgelöste Pferd jährlich 20 Groschen Lehnspferdegeld zu geben. Dazu kamen die vielen Beden. Die Bede, d. h. eigentlich Bitte, war ursprünglich eine Abgabe, die extra gegeben wurde, wenn der Landesfürst eine besondere Ausgabe hatte, etwa Bau einer Burg, Verheiratung einer Tochter oder dergl. Mit der Zeit war es eine ständige Abgabe geworden, so daß die Hufner jährlich das Bedekorn, erst in Getreide, später in Geld, liefern mußten. Der Zehnt, ursprünglich für die Kirche bestimmt, wurde allmählich auch eine staatliche Steuer und, wie gesagt, im 16. Jahrhundert durch den staatlichen Beamten, den Landknecht, erhoben. Der Geistliche erhielt davon seinen Anteil. Es gab den Fohlen- und Kälberzehnt, Ferkel-, Lämmer- und Gänsezehnt, den Zehnt auf Hühner und Eier, Flachs, Mohn, Hirse und Haselnüsse, vereinzelt auch auf Rühе, Hammel und Ziegen. In der Regel wurde er in barem Gelde gezahlt, ausnahmsweise in natura. In Leekä wurde der Hufenzins und der Zehnt an den Pastor bis zur Separation in Naturalien gegeben. Jedenfalls hatten sich unsere Vorfahren auch nicht über mangelnde Abgaben zu beklagen.

Die Verfassung der Gemeinden läßt deutlich erkennen, daß die Selbstverwaltung der Gemeinde zurückgeht. Zwar finden sich noch Reste selbständiger Verwaltung in der Feld- oder Bauernordnung, so wenn sie bestimmt, daß Straf-gelder zu zahlen sind für „Stucken, die der inhaber im fehlde vorbussfeth“, also nicht bestellt, daß ferner Strafen für die Übertretung der Bauernordnung und der Erlös aus etwaigen Holz- und Heuverkäufen in die Gemeindekasse fließen; aber nur die Hälfte der Gelder erhält die Gemeinde zur freien Verfügung, d. h. zum Vertrinken, die andere Hälfte wird von zwei „verordenthē Rechenleuthē“ einkassiert. Diese beiden Rechenleute, die nicht von der Gemeinde gewählt, sondern verordnet, d. h. vom Amt eingesetzt sind, bedeuten eine starke Beschränkung der Selbst-

verwaltung. Sie richtete sich namentlich gegen das übermäßige Trinken. Die beiden „Rechensleuthe“ waren zu gewissenhaftester Kontrolle der gesamten Finanzverwaltung angewiesen. Sie mußten die ihnen, d. h. der Staatskasse, zufallende Hälfte der Gelder „In eyn kassen mith eyner gnuglichen vorzeychnunge beygelegt“ tun und richtig alljährlich, am Sonntag nach Martini — bei ein Schock Groschen Strafe — abliefern. Außer den Rechenleuten hat auch der Schulze einen Schlüssel zur Gemeindekasse, „daß keyner ohne den andern nicht magt darzu kommen, archwenigkeith zu vormenden“.

Auch die Freiheit der einzelnen Gemeindemitglieder wird durch die Bauernordnung beschränkt, sie richtet sich namentlich gegen allzu großartige Lustbarkeiten. Wieviel Gäste ein Bauer zu einer Hochzeit einladen darf, wieviel Gerichte er ihnen vorsetzen soll — das alles wird bei Androhung von soundsoviel Strafe festgesetzt. Jede Hochzeit muß am Sonntag vorher dem Amtmann angemeldet werden, damit der Landsknecht zur Beaufsichtigung geschickt werden kann. Ist kein Vertreter des Amtes anwesend, so hat der Schulze die Aufsicht zu übernehmen. Läßt er Übertretungen zu, so zahlt er selbst die festgesetzte Buße von 2 Schock Groschen.

Es ist also eine starke Beschränkung der alten Freiheiten eingetreten. Von der früheren Jagdfreiheit, dem Recht auf Ausübung des Fischfanges ist keine Rede mehr. Im Gegenteil, die Ausübung der Jagd und des Fischfanges wurde als eine Befugnis, die dem Landesherrn allein zustand, strengstens bestraft. So ist eine andere Ordnung in die Welt gekommen; es wird streng von oben regiert; das Zeitalter der Fürstenmacht, der absoluten Monarchie, beginnt.

12. Leeka im Dreißigjährigen Kriege.

Der Dreißigjährige Krieg, der soviel Unheil und Zerstörung über das deutsche Vaterland brachte, hat auch Leeka unsagbar großen Schaden zugefügt. Daß die Einwohner überhaupt das Leben fristeten, hatten sie nur der Lage am Busch zu danken, in den sie sich vor den räuberischen Horden geflüchtet haben. Sie werden es gemacht haben wie in den Freiheitskriegen, wo sie im Raasdorfer Bruch ein Notlager aufgeschlagen hatten. Freilich werden infolge des monatelangen Kampferens im Freien und der mangelhaften Ernährung Krankheit und Seuchen aller Art ausgebrochen sein. Das Kirchenbuch ist fortgeführt, und aus der geringen Zahl der Geburten und Eheschließungen läßt sich ersehen, wieweit die Bevölkerungszahl heruntergegangen ist. Viele Gehöfte sind ganz verbrannt, zum Übernachten benutzte man vielfach die Backöfen. In einem solchen ist auch ein Kind zur Welt gekommen. Das Kirchenbuch meldet aus dem Jahre 1625: „In Balmsdorf im Backofen geb. von einem vertriebenem Weibe aus der Schlesien. Sind vom polnischen Könige vertrieben, Ihr Mann hat geheißzen Johann Sack, ein Zimmermann, zeugen bei der Taufe sind gewesen die Schulzenfrau und der Custos“.

Die anschaulichste Schilderung gibt uns aber ein Bericht des Pfarrers Müller aus dem Jahre 1638, der sich bei dem Pfarrarchiv zu Leeka befindet. Er lautet: „... hab ich Fridericus Müller, so die Pfarr Läge ao. 1638 bezogen, weder an den 32 Scheffeln über Winter noch an andern zum Inventario gehörigen nicht das geringste empfangen. Denn weil in dem 1637. jar die schwedische Armee lange Zeit in und vor Torgau im Feltlager gelegen, kaiserliche

und churfächſiſche Armee zu Pregelch und Elöden ihr Feldlager gehabt, iſt alles Getreide vom Felde abgehauen und nach Elöden ins Lager geführt, auch was ſonſt in der Pfar ihnen dinlich, mitgenommen worden. Was man in Zahna geſtohet, iſt do auch, nachdem es die Schweden in Brand geſteckt, drauf gegangen. Und hat wenig Acker alſo beſtellet werden können, denn aus beiden Dörfern Läza und Balmſtorff bei meinem Anzug ao. 1638 nicht mehr als 15 Mdl. 2 Garben an Winter und Sommergetreid gefallen, welche 6 Schfl. und 8 Mk. geben, davon noch der 4. theil der Frau Mitthen wegen ihres Gnaden-Jares zukommen“.

„Von den Pfarkindern hab ich zur Saat nicht ein Meße Getreid erhalten und demnach von dem meinigen beſäet und zu Brod-Bedarft theuer bei entſtandener großer Teuerung kaufen müſſen, den ſchl. Wittenbergiſch Maß anfangs vor 2, hernach vor 3 Rthlr. gutes Selt; wenn ehrliche Leuthe mir nicht Vorſchub gethan, hätte ich das liebe Brod nicht gehabt, mußt ichs alſo mit meinem lieben Weib nach dem Gewicht eſſen und mit Koſend oder Moſt und Waſſer vorbeheſſen müſſen, darüber ich lezlich in eine große Krankheit gerathen. Es war ſolches Jar eine Hungersnoth, das die Leuthe die Eekern und Leinknoten gemahlen oder riben und gebaden und geiſſen und an das verſtorbene Vieh und Laß ſich gemachet. Die Soldaten haben Menſchen, Hund und Ragn geſreſſen. Gott behüte uns vor ſolcher Hungersnoth weiter in Gnaden!“

Datiert iſt das Schriftſtück vom 2. November 1640 und unterzeichnet von dem Patrimonialgericht Leeka, doch ſind nur die Namen Chriſtoph Joſchim und Hans Caſpar von Leipzig zu leſen, alles andere iſt unleſerlich.

Auch die Kriege, die hundert Jahre ſpäter wütheten, die drei Schleiſſiſchen Kriege, haben viel Noth und Unglück gebracht. Da Friedrich der Große ſeine Kriege immer ohne Kriegserklärung begann und Leeka nicht weit von der Brandenburgiſchen Grenze entfernt lag, ſo traf der erſte Ein-

marsch, die erste Einquartierung, die Einwohner immer völlig unvorbereitet und überraschend. In den beiden Jahren 1740 und 1744 mußten gleich im Anfang des Krieges hohe Kontributionen gezahlt werden. Das war aber nichts gegen die Last, die das Jahr 1756 brachte. Am 29. und 30. August rückte unvermutet ein Teil der preußischen Armee in Leekha ein und belastete das Dorf mit schwerer Einquartierung. Es mußten 560 Rationen Hafer zu je 3 Meßen geliefert und 200 Taler bar bezahlt werden. Das Dorf war 1757 schon so heruntergekommen, daß ihm Getreide zu Saat und Brot aus den sächsischen Magazinen geliefert werden mußte. Im Jahre 1760—61 lagerte die preußische Armee wieder in der Gegend, es wurden Schanzarbeiter, Holzhauer und Gespanne mit Fouragelieferungen für die Festung Wittenberg und für das Lazarett in Torgau von den Preußen benötigt. Infolge großen Viehsterbens herrschte 1761 — und 1764 — große Not im Dorfe, auch die Pest forderte wieder Opfer.

13. Die Familie von Brandt erwähnt Leetza zu ihrem Wohnsitze.

Der Dreißigjährige Krieg hatte nicht nur das Dorf Leetza hart getroffen, er hatte auch die Schlösser der Abtlichen zerstört und ihre Besitzer in bittere Armut gestürzt. Schloß Hagelberg, der Wohnsitz der Herren von Brandt, war im Jahre 1630 bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Sein Besitzer, der im Felde stand, glaubte seine Frau und sein einjähriges Söhnchen, Bernhard Dietrich, am besten in Leetza in Sicherheit; hier konnten sie sich im Falle der Gefahr in den Busch flüchten. Sie fanden ein Unterkommen in dem alten Sedelhause, das noch der Familie von Leipziger gehörte. Sonstiger Besitz scheint nicht viel beim Sedelhofe gewesen zu sein; denn nie ist die Rede von Frondiensten, die etwa für den Sedelhof zu leisten waren. Dagegen war ein ziemliches Stück Buschland in seinem Besitz, das damals noch der reine Urwald gewesen zu sein scheint. Die Frau, eine geborene von Amsdorff, wohnte zunächst in dem Sedelhofe zur Miete. Sie blieb auch nach der Rückkunft ihres Gemahls dort wohnen, da sie Hagelberg nicht wieder aufbauen konnten. Es ist das jetzige Gärtnersche Grundstück, auf dem sie auch beide, die Frau im Jahre 1667, der Mann 1672, gestorben sind. Sie liegen vor dem „Junferstuhle“ in der Kirche zu Leetza begraben. Der Sohn, der in Leetza aufgewachsen war, kaufte das Haus und verheiratete sich hier. Er starb kinderlos im Jahre 1714. Im Jahre 1724 folgte ihm seine Frau im Tode nach. Sie vermachte unter der Bedingung freien Begräbnisses ihr sämtliches Privatvermögen an eine Frau Christiane Cleo-

nore von Niemegk, von der es im Jahre 1755 Frau von Wackdorff erbt. Der Sedelhof wurde nun als Rossätenhof verkauft, die übrigen Besitzungen im Busche wurden Schäferei; die Gerichtstage, Dingetage, mußten jetzt im Hause des Schulzen oder eines Lehnbauern abgehalten werden.

Der Hufenzins der anderen zwei Drittel von Leeka, bestehend außer den Geldzinsen und dem Fleischzehnt in 7 Wispeln Korn, 6 Wispeln Hafer und 18 Scheffeln Gerste, gehörte bis nach dem Dreißigjährigen Kriege noch dem Herrn von Leipziger. Nach dem Kriege haben die Besitzer mehrmals gewechselt, bis im Jahre 1761 der kursächsische Oberhofrichter von Wackdorff sie kaufte, der damit in den Besitz von ganz Leeka kam. Von dieser Zeit an ist das Dorf Leeka im Besitz der von Wackdorffschen Familie gewesen, bis die Separation im Jahre 1850—54 die Ablösung des Hufenzinses brachte und damit das Ende der Grundherrschaft. Die Patronatsrechte — ein Vorschlagsrecht bei Besetzung der Pfarrstelle — und die Patronatspflichten — Beitrag zu den Baukosten des Pfarrgrundstückes — haben auch die Nachfolger der Familie von Wackdorff, Gräfin Fürstenstein und Fürst Reuß, noch getreulich ausgeübt und geleistet.

Es ist bei den Verkäufen immer vom Gut und vom Dorf Leeka die Rede; bei dem Gut kann es sich nur um den Sedelhof und die dazugehörigen Besitzungen im Busche handeln. Die Schäferei im Busche war viele Jahre von Erbpächtern verwaltet; sie war mit der Zeit durch Rodung und Trockenlegung des Sumpfwaldes in ein besonderes Gut mit eigenen Wirtschaftsgebäuden und Gutshof unter dem Namen „Dominium Wackdorf“ geworden. In den fünfziger Jahren verkaufte der damalige Herr von Wackdorff das Dominium Wackdorf an einen Pächter Meyer, unter dessen Enkel es in der Inflation verschleudert wurde. Seitdem ist es durch mehrere Hände gegangen. Es ist ein Besitztum von 3000 Morgen, zum großen Teil Weiden und

Kiefernwald — die Ragdorfer Heide. Der letzte Teil Buschwald, die Raupen, wird jetzt auch noch verschwinden, nachdem der Arbeitsdienst einen Entwässerungskanal, der zum „Hauptgraben“ führt, angelegt hat. Das noch zum Gut Leeka gehörige Vorwerk Ottmannsdorf, das zwischen Klebitz und Melnsdorf im Norden, Balmsdorf im Süden und Naundorf im Südosten liegt, hat eine Größe von ungefähr 1000 Morgen und ist jetzt ein reines Waldgut. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lag es wüst, als Wüstemark Ordensburg. Was für Baulichkeiten früher dort gestanden haben, ist nicht erweisbar; in den Jahren 1802 bis 1803 ist es als Vorwerk Ottmannsdorf wieder aufgebaut und erst als große Schäferei und Bockstation benutzt worden. Zeitweilig waren auch Teile davon an Balmsdorfer und Leekaer Bauern verpachtet. Jetzt ist es vollständig aufgeforstet, da die Schafzucht eingestellt ist. Kirchlich gehört es zu Balmsdorf, die Kinder gehen nach Leeka zur Schule.

Es ist fraglich, ob das Vorhandensein des „Junkerstuhles“ in der Kirche zu Leeka mit dem Wohnen der Familie von Brandt etwas zu tun hat. An dem Junkerstuhl stand früher die Jahreszahl 1578; das weist auf ein höheres Alter hin, als daß die Anwesenheit der Familie von Brandt in Frage kommen könnte. Wahrscheinlich hängt der Junkerstuhl mit den Dingetagen, den Gerichtstagungen der Herrschaft, in Leeka zusammen. Die Guts-herrschaft war gehalten, am ersten Advent und dem folgenden Tag in Leeka anwesend zu sein, und zwar mußte sie in Person oder in gebührender Vertretung erscheinen. Andernfalls waren die Verpflichtungen — der Hufenzins und die Geldpacht — nicht zu zahlen. Sie mußten sich bei der Gelegenheit auch der Gemeinde im Gottesdienst zeigen, mußten also vor Beginn des Gottesdienstes anwesend sein, und darauf dürfte sich das Vorhandensein des Junkerstuhles zurückführen lassen.

14. Dingetage in Leega. Besitzverhältnisse.

Im vorigen Abschnitt war schon von den Dingetagen, den Gerichtstagen des Patrimonialgerichtes, die Rede.

Diese Form der Gerichtsbarkeit bestand bis zur Zeit der Separation, es war der Rest des alten Volksgerichtes, wie es im ganzen Mittelalter üblich war: im Beisein des Lehnsherren und aller Beteiligten wurde an Ort und Stelle das Dorfgericht abgehalten und alles, was im Laufe des Jahres an Klagen und Beschwerden aufgelaufen war, kurzer Hand geschlichtet. Im Hause des Schulzen oder eines größeren Besitzers versammelten sich am bestimmten Tage der Lehnsherr und alle Gemeindemitglieder. Nachdem das Sachliche erledigt war, wurde ein ländliches Mahl von dem Gastgeber aufgetragen, wobei ein Trunk Jeßener Weins, von einem Rossäten als „Zapper“ in vorgeschriebener Tracht zünftig eingeschenkt und angeboten, nicht fehlen durfte. Für die Mahlzeit war der Gastgeber von einem Teil der Abgaben des laufenden Jahres befreit.

Thingtage, Dingetage, das waren nicht nur Gerichtstage, sondern es war auch der Tag der Abgaben, der Gefälle. 1850 war sein Sinn nicht mehr lebendig, schon in der Sprache Luthers, in der Bibel, steht es nicht mehr in der alten Bedeutung. Aber zur Zeit der flämischen Einwanderung muß es noch seinen alten Sinn — Gericht, Abrechnung — gehabt haben. Da kam der Herr des Landes, der Grundherr, um die Abgabe für den Grund und Boden, den Hufenzins, in Empfang zu nehmen. Erschien er nicht, so brauchten auch keine Abgaben gegeben zu werden. In der ersten Zeit nach der Einwanderung, als die Herren von Leipziger noch in Zahna und Kropstädt wohnten, war es so: dem

Herrn wurde der Tag des Mähens, der Tag des Beginns des Einfahrens angesagt. Das war Sache des Schulzen, der nach Beratung mit der Gemeinde den Tag festsetzte. Vorher durfte niemand anfangen. Das Getreide mußte seine Zeit liegen und austrocknen. Dann kam der Grundherr, schritt die Reihe der Garben entlang und warf bei jeder 30. Mandel eine Garbe um. Die so bezeichnete Mandel mußte für ihn aufgeladen und in seine Scheune, den Sedelhof, gefahren werden. Später, nachdem man einen festen Saß von gedroschenem Getreide festgesetzt hatte, hörte dieser Umgang des Herrn auf, und es wurde nur eine bestimmte Anzahl von Scheffeln abgeliefert. Ein bestimmter Tag, der erste Adventssonntag, war ein für allemal als der Gerichtstag festgesetzt. An diesem Tage wurden Streitigkeiten vorgebracht, Beschwerden geregelt, Verkäufe getätigt. Jeder Verkauf erforderte die Zustimmung der ganzen Gemeinde und des Grundherrn. Wegen des Weiderechtes und der Einquartierungspflicht konnten nur Hufen und halbe Hufen verkauft werden.

Bis zur Reformation etwa war der Grundherr der alleinige Richter der Bauern; er schlichtete den Streit in Gemeinschaft mit seinem Schulzen und Schöppen und den übrigen Hüfnern, so gut er es konnte. Bei dem Urteilspruch des Dingetages hatte die Streitsache ihr Bewenden, war sie entschieden. Der Grundherr war gewissermaßen der Vater der Versammlung, daher auch der Name; denn Patrimonialgericht heißt etwa väterliches Gericht. Das wurde etwas anders, als zur Zeit der Reformation das Römische Recht aufkam. Da mußte nach Paragraphen geurteilt werden. Die Grundherren nahmen sich nun einen rechtskundigen Beamten, den sie Amtmann hießen und der für sie richtete. So blieb der Zustand bis zur Revolution von 1848. Mit diesem Jahre hörten die Patrimonialgerichte auf, d. h. in Wirklichkeit tagten sie noch bis zum Jahre 1852, bis die Separation ihnen das Betätigungsfeld nahm.

Da mir die Akten der Leekaer Verhandlungen nicht vorliegen, so will ich mich darauf beschränken, das, was die Überlieferung davon sagt, zu berichten. Am besten leben noch die Verkäufe in der Erinnerung. Natürlich geht das Gedächtnis der Menschen nicht weit zurück, und ob es genau ist, weiß ich auch nicht. Ich schreibe hier auf, was mir mein 90jähriger Bruder Ernst in Leipzig und der 81jährige Gottfried Thiele in Leeka übereinstimmend berichten.

Der normale Hufenschlag betrug in Leeka zwei Hufen für den Hufner. In der Separation kam eine Hufe durch die Aufteilung der Weide, des Waldes und des Öderlandes hinzu, so daß sich der Besitzstand auf rund 180 Morgen erhöht. Diesen Besitz zeigen in der Separationskarte von 1850 noch die Hufner Gottlieb Lehmann, Specht, Riek und Gotthelf Rappert. Drei Höfe haben eine Hufe mehr; es sind Schildhauer, Wegner und Gottlieb Rappert (mein Vater), sie sind in der Separationskarte mit 232, 235 und 242 Morgen eingetragen. Wie es kommt, daß mein väterlicher Hof um 10 Morgen größer als Schildhauers und 7 Morgen größer als Wegners ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist es ein alter Lehnshulzenhof; denn bei den Lehnshulzen betrug die Hufe 65 Morgen. Zwei Höfe, Dieke (jetzt Thiele) und Richter (jetzt Rekte) sind in der Separationskarte nur mit 125, bzw. 145 Morgen eingezeichnet. Das hat nach Gottfried Thiele folgenden Grund: Auf dem Hof von Dieke-Thiele war früher ein gewisser Wegner, der in Dichtes Wirtschaft (jetzt Wegner-Mehlis) einheiratete. Als Mitgift bekam er eine Hufe von der alten Wirtschaft. Aus irgend einem Grunde aber verpfändete er die Hufe wieder an den Nachfolger auf Diek' Wirtschaft, woraus ein Streit entstand, der zur Zeit der Separation noch nicht entschieden war. So ist es erklärlich, daß diese Hufe nicht bei Wegner eingetragen ist. Später ist sie Wegner doch zugesprochen worden, so daß er also 295 Morgen besitzt. Schon vorher war eine Hufe von der

Dieke-Thieleschen Wirtschaft verkauft an den Kossäten Martin Lehmann, der in der Separationsakte als Kossät und Hufner bezeichnet wird. Danach hätte also die alte Wirtschaft von Wegner-Dieke-Thiele drei Hufen betragen, wäre also so groß gewesen wie die drei vorhergenannten Schildhauer, Wegner, Rappert. Wo die Hufe des zweiten Kossäten und Hufners, Röhrig, herkommt, konnte ich nicht ermitteln. — Klarer liegt die Sache bei dem Richterschen Gute. Davon hat in der Separation der Kossät Kranepuhl zwei Hufen käuflich erworben, so daß also das Richtersche Gut (Rekte) ursprünglich ebenfalls drei bzw. vier Hufen groß gewesen ist. Der Kossät Kranepuhl — so heißt er noch in der Separation — trat damit auch in die Reihe der Hufner ein. Später hat er noch über eine Hufe aus der Gottlieb Lehmannschen Wirtschaft, ferner Land auf Zahnaer und Zemnickter Flur gekauft, so daß er einer der größten Besitzer ist.

Nach der Separation konnte der Besitzer auch größere und kleinere Stücke von seinem Anwesen verkaufen. Davon ist Gebrauch gemacht, und manches Grundstück ist in den 80 Jahren aus einer Hand in die andere gegangen. Die größten Veränderungen im Besitzstand aber sind durch den Verkauf der drei Hufnerwirtschaften Gottlieb Lehmann, Schildhauer und Gotthelf Rappert entstanden. Im ganzen sind aus den 26 Feuerstätten, die Leeka bei der Separation 1852 zählte, gerade doppelt so viele, nämlich 52, geworden.

15. Die Flurseparation.

Die größte Veränderung, die das Dorf und das Flurbild des Dorfes seit der flämischen Einwanderung erlebten, war ohne Zweifel die Flurseparation. Man hat in dem Bestreben, die Sache mit einem deutschen Worte zu bezeichnen, die verschiedensten deutschen Ausdrücke gewählt, ohne ein treffendes und alles sagendes Wort zu finden. Gemeinheitsteilung hat man vorgeschlagen, weil der allgemeine Besitz, die Weide und der Wald, nun im einzelnen vermessen und jedem Besitzer sein Stück zu gesonderter Benutzung zugeteilt wurde; Verkoppelung, weil die einzelnen Morgen der Hufner nun in einige größere Pläne zusammengekoppelt wurden. Keiner der deutschen Ausdrücke kann ganz befriedigen, die Separation brachte noch viel mehr. Zunächst einmal die Beseitigung der Dreifelderwirtschaft und des Flurzwanges. Seit Tausenden von Jahren hatte man so bestellt, daß man zwei Felder besäte — eins mit Winterfrucht, eins mit Sommergetreide — und das dritte im Wechsel unbebaut, brach, liegen ließ. Seit Tausenden von Jahren hatte in einem Felde, Morgen bei Morgen, Korn gestanden, im anderen Felde Haferstück neben Haferstück und Gerste neben Gerste, während das dritte das ganze Jahr als Rinderweide diente. Und das sollte nun mit einem Schlag anders werden, jeder sollte bauen können, was ihm beliebte. Da würde ja ein buntes Durcheinander entstehen, das wäre ja gegen die von Gott selbst eingefetzte Ordnung, der „weise wie die Dreieinigkeit, so auch die Dreifelderwirtschaft eingerichtet hätte“. Jedes dritte Jahr müsse sich der Boden ausruhen, sonst könne er nicht wieder Frucht

tragen. So hörte man reden von den alten und erfahrenen Leuten.

Freilich, die Kossäten waren anderer Meinung. Ihr Acker, der um das Haus herum lag, mußte ja jedes Jahr tragen und trug auch jedes Jahr. Sie hatten wohl von den Lehren des Liberalismus etwas gehört, auch waren hier und da schon Versuche in dieser Richtung gemacht worden, das war auf dem guten Boden bei Halle und Halberstadt, aber hier auf dem Sandboden — und wie wollte man das Vieh ernähren? Die Bauern hielten 4, 5, 6 Kühe ohne die Kälber — wenn man nun die Weide auftheilte und keine Brache mehr hatte, dann sollte wohl jeder mit seinen paar Kühen allein austreiben? Aber die Kossäten waren gegen alle Bedenken taub. Sie erwarteten von der Aufhebung der allgemeinen Weide und der Brache eine gewaltige Vermehrung ihres Ackerlandes und damit eine Hebung ihres Besitzes. Im Herbst 1841 beantragten sie beim Landratsamte Wittenberg die Einleitung der Separation. Der Antrag war unterzeichnet von Andreas Stähr (Vorgänger von Otto Riendorf), Christian Meißner und Gottfried Rettig (Vorgänger von Franke-Thiele). Sie kamen aber an die falsche Adresse, der Landrat war nicht zuständig; auch ein Gesuch, das sie an den Minister nach Berlin richteten, war nicht an der rechten Stelle, immerhin wurden sie von Berlin aus belehrt, wohin sie sich zu wenden hätten, nämlich an die Generalkommission nach Stendal. Die gesetzlichen Bestimmungen waren für ihren Antrag günstig, es genügte, wenn drei Stimmen für den Antrag waren, also mußte ihm Folge geleistet werden. Allerdings erfuhren sie auch, daß nur die Hutungsgenossenschaft auf dem großen und kleinen Brand aufgehoben werden könne, denn an der Brache hatten sie keinen Anteil. Dagegen hatten an der Nutzung des großen und des kleinen Brandes, die theils aus Holz, theils aus Gemeindeweide bestanden, die Gemeinden Balmsdorf und Zennitz

noch teil. Es wurden nun zunächst die Brandpläne vermessen, die Kosten dafür betrugen 492 Thlr., 4 Slgr., 9 Pfg. Wegen der Aufbringung dieser Kosten entstand Streit unter den Beteiligten, der sich noch verstärkte, als die Frage der Entschädigung an den Grundherrn, von Waidorff auf Wiesenburg, zur Erörterung kam. An dieser Frage, die man anfangs gar nicht in Betracht gezogen hatte, drohte die ganze Aufteilung der Weide zu scheitern — da kam ein Weltereignis der Sache zu Hilfe: die Revolution von 1848. Und das kam so:

Aus Veranlassung der Revolution trat der Preussische Landtag zusammen, und gleich eins der ersten Gesetze, die er beschloß, war das über die Ablösungen. Das Gesetz bestimmte, daß alle Servituten abgelöst werden sollten, und daß die Kosten der Ablösung von den einzurichtenden Rentenbanken getragen würden.

Das Gesetz kam, als wäre es eigens für Lecha gemacht, und nun, nachdem der Staat die Sache in die Hand nahm, ging es Zug um Zug. Die Ablösung geschah in der Weise, daß die jährliche Kornabgabe in eine einmalige Geldabgabe verwandelt wurde, und zwar erhielt der Grundherr oder die Kirche den 25fachen Betrag der bisherigen Naturalleistung. War die Abgabe schon in Geld bezahlt worden, so war natürlich jetzt auch einmal der 25fache Betrag zu zahlen. Den Wert des jährlichen Getreidegefälles berechnete man nach dem Durchschnittspreis der letzten zehn Jahre. Angenommen, die jährliche Abgabe eines Hüfnergutes wäre mit 400 Mk. errechnet, so müßten 25×400 Mk. = 10000 Mk. Ablösung gezahlt werden. Der Grundherr oder die Kirche erlitten dabei keinen Schaden, denn 10000 Mk. zu 4% geben jährlich 400 Mk. Zinsen.

Soweit war die Sache in Ordnung, aber die wenigsten Hüfner und Kossäten (denn für den Zehnten und die übrigen Geld- und Fleischabgaben galt natürlich derselbe Grundsatz) waren in der Lage, die Ablössungssumme auf

einmal zu zahlen, um so weniger, als die beträchtlichen Kosten für die Vermessung noch hinzukamen. Hatte es doch schon wegen der Vermessung der Brandpläne Streitigkeiten gegeben, und nun kam die Vermessung der ganzen Feldflur, die Kosten für die Unterhaltung der neuangelegten Gräben und Wege hinzu. Da mußte der Staat auch diese Kosten übernehmen. Er — der Staat — bezahlte also zunächst die Ablösungssumme an Grundherren und Kirche, zuzüglich der Vermessungskosten. Die Hüfner und Kossäten mußten dem Staate die vorgestreckte Summe in Form einer Rente nach und nach abzahlen (amortisieren). Das geschah im Verhältnis ihres Besitztums. Da man die Besitzer nicht zu sehr belasten wollte, und da gleichzeitig die Zinsen mitzuzahlen waren, wurde die Abzahlung auf lange Jahre, auf zwei Menschenalter — 60 Jahre, verteilt. Erst kurz vor dem Weltkriege sind die letzten Renten, die zugleich mit den Steuern eingezogen wurden, gezahlt worden. Die ganze Verwaltung dieses Ablösungsverfahrens lag in Händen der Rentenbank Magdeburg, die zu diesem Zweck im Jahre 1850 errichtet wurde.

Nach erfolgter Ablösung konnte mit den einzelnen Separationsarbeiten begonnen werden. Es waren folgende Arbeiten zu leisten: 1. Regelung der Entwässerung, 2. Festlegung der Landstraßen und die Neuanlage von Flur- und Feldwegen, 3. die Prüfung der Besitztitel des Einzelnen nach Einzelbesitz und Anteil am Gemeindeland, 4. die Bonitierung, d. h. die Abschätzung, der einzelnen Flurstücke nach der Güte oder der Ertragsfähigkeit, 5. die Vermessung der einzelnen Ackerstücke und des Gemeindelandes, 6. die Verteilung an die einzelnen Besitzer, 7. die Herstellung der Flurkarten und des Lager- oder Grundbuches (Kataster) und 8. der Vollzug des Rezeßes.

Zu 1 und 2 ist folgendes von allgemeiner Bedeutung zu sagen. Da die auf der Wiesenmark vorhandenen Gräben zur Beförderung der Vorflut und zur vollständigen

Entwässerung des bedeutend nahliegenden Grundes nicht genügten, so mußten verschiedene neue Gräben angelegt werden (Näheres siehe im nächsten Abschnitt). Der früher vorhandene alte Abzugsgraben wurde eingezogen und ohne Anspruch auf Entschädigung den Planbesitzern überwiesen. Es sind also die jetzt noch vorhandenen Gräben neu angelegt worden (vergl. nächsten Abschnitt). Neue Landstraßen wurden nicht angelegt, dagegen wurde die Straße nach Zahna (jetzt Chaussee) umgelegt. Sie führte bis dahin auf kürzestem Wege vom Leekaer Grund zur Abzweigung der Elsterschen Straße nach Zahna. Jetzt wurde sie vom Leekaer Grund aus rechtwinklig auf die Chaussee Zahna-Seyda geführt. Der Anfang der Straße zeigt noch die ursprüngliche Richtung an. Dann wurden eine Menge von Feldwegen nötig; denn ein jeder mußte auf seinen Acker fahren können, ohne den des Nachbarn zu benutzen. Das war eine völlige Neuerung; denn nach der Separation sollte jeder mit seinem Acker machen können, was ihm beliebte, er konnte jede beliebige Frucht bauen, konnte säen und ernten, wann er wollte — nicht mehr brauchte er sich nach dem Beschluß der Flurordnung zu richten, es gab keinen Flurzwang mehr und keine Dreifelderwirtschaft.

Nachdem festgestellt war, auf wieviel Morgen jeder Anspruch hatte, und nachdem man sich in gemeinsamer Arbeit über die Güte der einzelnen Ackerstücke geeinigt hatte (die Bonität festgestellt), konnten die vermessenen Stücke den einzelnen Besitzern zugeteilt werden. Es erhielt jeder Kossät rund 20 Morgen — meist von den Brandplänen, als Entschädigung für die Schafweide auf dem Ödland einen Plan auf den Mälstücken. Die drei Dorfhandwerker, die eine Kuh auf die Weide trieben, bekamen dafür etwa einen Morgen, die Schule ungefähr 12 Morgen, die Pfarre für 1 Hufe und das größere Weiderecht 88 Morgen — von der Pflicht, im Turnus den Gemeindebullen zu halten, wurde der Pfarrer fortan befreit. An das Hospital Zahna

waren 25, an das Rittergut Zahna 85, an das Rittergut Boßdorf 24 und an das zu Wiesenburg 5 Morgen zu geben. Die drei großen Hüfner, Gottlieb Rappert, Schildhauer und Wegner, erhielten rund 240 Morgen, die sechs übrigen ungefähr je 180, die beiden Halbhüfner 74 Morgen. Nicht vermessen und nicht verteilt wurden ungefähr 300 Morgen: Schweinebrache, Bullenwiese, Torfstich, Sandgrube, Schulsteig und die Teiche, die als Viehtränken für die Herden erhalten bleiben sollten.

Endlich war das schwere Werk zum Abschluß gebracht, die neuen Flurkarten hergestellt, die Grenzsteine gesetzt, die neuen Gräben und Wege gezogen, ihre Unterhaltungspflicht geregelt und alles Schriftwerk über die Neuordnung bei dem Grundbuchamte — Katasteramte — in Wittenberg niedergelegt, so daß dann schließlich der Rezeß, das heißt die Erklärung, daß alle damit zufrieden seien und daß keiner mehr etwas zu fordern habe, unterschrieben werden konnte. Mit dem Michaelistage 1854 nahm jeder die ihm zugewiesenen Ackerstücke und Pläne in Besitz. Noch lange Zeit regten die Vorgänge bei der Separation die Gemüther in unseren Dörfern auf. Mancher hatte gut separiert, mancher war schlecht weggekommen und konnte sich für Jahre nicht darüber beruhigen. Häufig genug aber änderte sich schon nach wenigen Jahren das Bild. In Leeka z. B. wurden nach Anlage der Abzugsgräben die hochgelegenen Wiesen, die zur Zeit der Separation als die besten galten, durch die Entwässerung stark entwertet.

Mit der Ablösung hörten auch die Kornfuhrn der Leekaer Hüfner nach dem weit entfernten Wiesenburg auf. Diese Fahrten, so beschwerlich sie sein mochten, hatten doch einen gewissen Reiz, und mein Vater erzählte immer gern davon. Bei Morgengrauen brach man auf; man fuhr den ersten Tag über Zahna, Zahmo bis Gr.-Marzahn. Hier wurde bei Verwandten väterlicherseits übernachtet, dann am zweiten Tage wurde gegen Abend Wiesenburg

erreicht, das Getreide abgeladen, die von der Herrschaft pflichtmäßig gelieferte Mahlzeit eingenommen und dann am nächsten Morgen frühzeitig die Heimfahrt angetreten.

Die Folgen der Separation machten sich sehr bald bemerkbar; das Gesamtbild des Dorfes veränderte sich in wenigen Jahren. Die Hutungsgenossenschaft des Dorfes war nun aufgelöst, und die Kossäten machten zuerst von der Freiheit, das Weideland in Acker umzuwandeln, Gebrauch, weil sie unter dem Mangel an Ackerland litten. Sie konnten nun ihr Vieh nicht mehr austreiben und mußten zur Stallfütterung übergehen. Die Hüfner dagegen behielten den Austrieb noch bei, bis einer nach dem anderen davon zurücktrat und dem Beispiel der Kossäten folgte. Mit dem Aufhören des Weidebetriebes hatten unsere Dörfer ein eigenartiges Stück ihres Wesens verloren. Es sei mir gestattet, dem Leser noch einmal das Bild des Dorfes zu vergegenwärtigen aus der Zeit, als die Hirten noch austrieben. Ich habe die Schilderung als Kind so oft gehört, daß ich wohl glaube, das Bild wahrheitsgetreu zeichnen zu können.

Es ist am frühen Morgen. Die Mägde haben in den Ställen soeben das Melken beendet, da ertönt das gewaltige Blechhorn des Rinderhirten. Eilig wird das Vieh von der Krippe losgemacht, brüllend sucht es den gewohnten Weg zur Dorfstraße. Dort ist inzwischen der Ruhhirt, der alte Kossät Rettich, erschienen. Sein Aufzug würde heute die Kinder lachen machen: auf dem Kopf trägt er einen stattlichen Zylinderhut, das lange, gelbe Haar, das durch einen Hornkamm zusammengehalten wird, ist im Nacken glatt weggeschnitten. Die kurze Schoßjacket mit kugelrunden Metallknöpfen und eine leinene Kniehose vervollständigen den Anzug. Trotz des Zylinders stapft er barfuß durch den Schlamm der zerfahrenen Dorfstraße. Von Zeit zu Zeit läßt er mit künstlerischem Schwung die lange Riemenpeitsche, die nur einen anderthalb Fuß langen

Stiel hat, über dem Kopfe knallen. Wenn ihm dabei das Mißgeschick widerfährt, daß die Peitschenschnur sich um den Zylinder wickelt und ihn in den Dreck rollt, dann haben die Jungen, die den Auszug der Tiere meist begleiten, einen Hauptspaß. — Am Sonntag trägt Papa Rettich natürlich den Sonntagsstaat wie alle alten Männer: Dreimaster, langen, blauen Tuchrock, der bis auf die Knöchel reicht, lederne oder tuchene Kniehosen, wollene Zwieselstrümpfe und Lederpantoffel. —



So geht es zum Dorfe hinaus, nach Zennick zu auf dem Wege, der heute noch die Trift heißt. Damals war sie zu beiden Seiten mit Hecke und Graben eingefast, aus der sich einzelne alte Eichen von beträchtlicher Größe erhoben. Auch die ganze Weidesfläche, der Brand, war von Hecke und Graben umgeben. Ein Rest davon ist heute noch an dem der Schule gehörigen Brandplan erhalten. Zu Mittag und während der Nacht kommt die Herde heim.

Die Pferde dagegen blieben auch des Nachts draußen, der Pferdehirt, der Kossät Meißner, überwachte von seiner Hütte aus die Tiere. Am Morgen holten die Jungen oder die Knechte die Pferde, die man einspannen wollte, herein. Es wurde bis gegen 2 Uhr geackert, und dann gingen die Pferde wieder auf die Weide. Damit sie nicht entlaufen konnten, wurde ihnen um den einen Vorderfuß ein Ketten-schloß gelegt, das mit einer Feder in eine eiserne Röhre, etwa halb so lang wie ein Flintenlauf, faßte. Ging das Tier an zu laufen, so schlug das Eisen gegen die Beine, und die Pferde kannten das so gut, daß sie gar nicht mehr den Versuch machten. Als Pferdeweide diente die sogenannte Nachthönichte oder Nachthainichte, d. h. das für die Nachtweide mit Wallhecke und Graben eingezäunte Stück Land.

Für die Fohlen und Mutterstuten hatte man eine besondere Weide, sie lag um den Roschenpuhl. Die Stuten wurden anders gefesselt als die Altkpferde, da sonst durch das Eisenrohr die Fohlen leicht geschlagen werden konnten. Man fesselte mit einem Strick die beiden Vorderbeine so, daß die Tiere nur kurze Schritte machen konnten. Das nannte man Kniekoppeln oder kniesälen (knie-seilen). Es war ein durch Herkommen geheiligtes Recht der heranwachsenden Jungen, daß sie auf der Fohlenkoppel ihre ersten Reitversuche machten, indem sie die Kniekoppeln lösten und diese als Baum benutzten. Hatte der Junge hier gelernt, auf das Pferd zu klettern, dann war er würdig, die Altkpferde von der Weide zu holen und sie wieder dorthin zu bringen. Das geschah natürlich in einem mehr oder weniger stolzen Trab oder Galopp.

Außer dem Ruhhirten und dem Pferdehirten gab es dann noch den Gemeindegäher; es war der alte Bäper, der im Hirtenhause (Gemeindehause) wohnte. Hirten-tasche, Hakenstock und die umgehängte Hundekette waren seine Abzeichen. Das Signal zum Herauslassen der Schafe

gab er durch scharfes Pfeifen auf den Fingern. „Kannste Finger piepen, kannste Riele schmieten, kannste Schäper warn“, war ja der alte Zunftspruch der Schäfer. Zäper hat seines Amtes am längsten, bis Anfang der achtziger Jahre, gewaltet. Nach seinem Tode hörte die gemeinsame Schafhutung der Hüfner auf; die wenigen, die dann noch Schafzucht trieben, weideten jeder für sich.

Auch das Austreiben der Schweine hat sich ziemlich lange erhalten. Der Schweinehirt — das war ein von der Gemeinde angestellter Junge — trieb die Schweine zur Schweinebrache, die vor dem Dorfe lag, oder zum Kalmuspuhl. Er rief seine Herde durch Tuten auf einem Naturhorn, es hatte früher einmal den Kopf eines Ziegenbodes geschmückt, zusammen. Da der Weg zum Kalmuspuhl durch Felder führte, so mußte die Herde in einem Trabe bis dahin gebracht werden. Lief dennoch eins der Tiere in das Saatfeld, dann traf es die Kettenkeule des Jungen, oder sein Hund, der Schweinehund, packte es schnell und hinterlistig ins Bein, um dann vor dem sich zur Wehr setzenden Tier schleunigst das Weite zu suchen. (Wer auf dem Lande groß geworden ist und diese Zustände noch gekannt hat, der wird das so oft gedankenlos gebrauchte Wort Schweinehund für Menschen immer richtig anwenden, nämlich zur Bezeichnung eines heimtückischen und feigen Menschen.)

Wenn sich der Weidebetrieb noch eine Zeitlang hielt, so war mit der Separation diesem alten schönen Gebrauch doch das Grab gegraben. Das lag daran, daß nun die gegenwärtig übliche Art des Feldbaues nach und nach Platz griff. Mit dem Aufhören der Dreifelderwirtschaft fiel auch die Brache fort; man war zu der Einsicht gekommen, daß das Feld nicht jedes dritte Jahr zu ruhen brauchte, sondern sich auch dann erholt, wenn andere als Halmfrüchte darauf gebaut werden. So entstand das System des Fruchtwechsels. Dazu mußten allerlei Arten von neuen Früchten und Gewächsen eingeführt werden.

Das waren besonders Hackfrüchte, Futterkräuter und Lupinen. Erst mit der Separation wurde auch der Anbau der Kartoffel in größerem Umfange möglich, und damit kam eine der wichtigsten Einnahmequellen der heutigen Landwirtschaft, die Schweinezucht, erst recht in Aufnahme. Wir können uns heute kaum ein Bild davon machen, wie unbedeutend vor der Separation dieser Zweig der Viehzucht in unserer Gegend war. Besonders die Zahl der überwinterten Schweine war lächerlich gering. Womit sollten sie auch gefüttert werden? Kartoffeln gab es nicht, und das Getreide mußte verkauft werden; aus ihm löste der Bauer, was er an barem Gelde brauchte. Selbst im Sommer war es schwer genug, die Läufer Schweine, die nicht mit auf die Weide gingen, durchzufüttern. Eine Hauptarbeit der Mägde bestand darin, Gras für die Schweine heranzuschaffen. Mit der Sichel wurden die Raine und Wege abgegrast und die hochbepackten Riepen dann nach Hause getragen; im Frühjahr wurden Disteln gestichelt. Das wurde nun durch den umfangreichen Anbau der Kartoffel und der Futterrüben anders.

Auch der Rindviehbestand hob sich merklich. Nachdem man durch zahlreiche, oft auch mißglückte Versuche die für den Sandboden passenden Futterkräuter, Klee, Luzerne, Esparsette, Seradella u. a., kennen gelernt hatte, befreundete man sich schnell mit der Stallfütterung, die, abgesehen von anderen Vorzügen, dem bisher so empfindlichen Mangel an Dünger abhalf. Daß sich nun die Erträge des Ackers ganz bedeutend steigerten, bedarf keiner Erwähnung. Die „alten“ Scheunen sind ein Beweis dafür, wie wenig in der Zeit vor der Separation gewonnen wurde. So erwies sich die Separation ganz allgemein als ein gewaltiger Fortschritt, als eine Maßnahme zur Steigerung des bäuerlichen Wohlstandes, nicht zuletzt auch für die kleineren Besitzer.

Auf einen Punkt muß schließlich noch aufmerksam gemacht werden: Vor der Separation war es unmöglich,

daß der einzelne Hufner Stücke seines Gutes verkaufte, er konnte höchstens eine Hufe veräußern. Zu solchem Verfahren bedurfte es aber der Zustimmung der übrigen Gemeindemitglieder und des Grundherrn. Diese Zustimmung wurde stets nur ungern und nur in besonders dringenden Fällen erteilt. Der Besitzer verkaufte ja nicht nur den Grund und Boden, sondern auch seine Anrechte an das Gemeindeland. Wie sollte man da teilen, wie war es mit den Pflichten, z. B. der Einquartierungspflicht? Infolgedessen kamen Teilverkäufe höchst selten vor. Das wurde nun ebenfalls anders. Jetzt konnten Güter aufgeteilt oder ausgeschlachtet werden, jeder Hufner und Kossät konnte einzelne Stücke, z. B. als Baustellen, verkaufen, ohne daß sich ein Mensch darum kümmerte. Damit war es auch den nichterbenden Söhnen möglich, sich anzubauen oder ein kleines Besitztum zu erwerben. So entstanden eine Menge neuer Besitzungen, zuerst meist Häuslerwirtschaften, die mit der Zeit zu dem Umfang der Kossätengüter heranwuchsen, während aus den Kossätengewirtschaften durch Zukauf Bauerngüter wurden. So ermöglichte die Separation schließlich eine viel größere Beweglichkeit des Eigentums. Die Zunahme der Bevölkerung im Deutschen Reiche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist nicht allein dem Anwachsen der Großstädte zu verdanken, sondern auch dem Wachstum der Dörfer und der Kleinstädte. Daß sich die Scheidung in die drei Stände: Hufner, Kossäten und Häusler, mit der Zeit verwischte, war ebenfalls eine Folge der Separation. Die alten Standesbezeichnungen sind im Dorfe noch gebräuchlich, nach außen hin hat sich aber die Bezeichnung Landwirt immer mehr durchgesetzt, während sich der Vollhufner wohl mit dem tönenderen Namen Gutsbesitzer nennen läßt. Hoffentlich machen recht viele von der durch Hitler hervorgerufenen Neuordnung Gebrauch und nennen sich wieder stolz Bauer.

16. Die Separation der Leetza-Zemnick'er Wiesen.

Die Aufteilung der großen Wiesenfläche geschah in ähnlicher Weise. Die Anregung dazu ging von Gadegaster Besitzern aus. Martin Clemens und Genossen beantragten bereits im Jahre 1839 Ablösung und Aufteilung; aber erst im Jahre 1851 ist der Widerspruch der Mehrheit beseitigt; und die Vorfragen sind gelöst. Es sind nämlich 112 Personen in 27 verschiedenen Ortschaften, die Anspruch auf die Wiesennutzung machen. Schadowalde, Seyda, Morxdorf, Listerfehrda, Zemnick und Gadegast, Sielsdorf, Jserbecka, Dietrichsdorf, Raßdorf, Leetza und Balmsdorf, Klebik, Kurzlipsdorf, Naundorf, Seehausen, Blönsdorf, Edmannsdorf, Mellnsdorf, Schönefeld, Danna, Dalichow, Wergahna, Kropstedt, Zahna, Boßdorf, Oehna — alle diese Orte glauben Ansprüche stellen zu können, sei es auf ein Hutungsrecht der Gemeinde zu Zeiten anhaltender Dürre, sei es ein „Heurecht“ einzelner Besitzer. Nach manchem Hin und Her erkennen die Wiesenbesitzer an, daß ihnen ein Hutungsrecht nicht zusteht, ausgenommen davon sind sechs Dörfer: Gadegast, Schadowalde, Zemnick, Jserbecka, Leetza und Balmsdorf. Diese sechs Gemeinden haben seit „Menschengedenken“ von ihrem Rechte Gebrauch gemacht, nämlich „die Wiesen mit Pferden, Rindvieh und Schafen gemeinschaftlich zu behüten, außer in der Zeit vom 12. Mai bis 1. September, wo die Wiesen zur Heuerwerbung einschürig von den Besitzern genutzt wurden“.

Aus den Verhandlungen geht nur soviel hervor, daß es strittig ist, ob die Flämungsgemeinden das Hutungsrecht auf den Wiesen besitzen; sie haben es jedenfalls in den

letzten 30 Jahren — der weiten Entfernung wegen? — nicht ausgenutzt. Unbestritten dagegen ist das Recht der Hufner aus den betreffenden Gemeinden auf die ihrer Hufenzahl entsprechenden Morgen zur Grasnutzung. Die Hutungsberechtigten aus Balmsdorf und Zemmin haben außerdem das Recht, die Beholzung auf dem Leekhaer Kleinen Brand mitzunutzen, unbeschadet des Leekhaer Rechtes — die Leekhaer Hutungsberechtigten konnten Busch- und Knackholz, die Hufner zu zwei Teilen, die Rossäten zu einem Teil, von dem kleinen Brand entnehmen.

Von der Ausdehnung und der Beschaffenheit der Wiesen macht man sich leicht ein falsches Bild. Es war die Fläche, die sich vom alten Seydaer Wege, der am Mittelende in Leekha beginnt und in Seyda endet, südwärts erstreckt. Zemmin und Raßdorf lagen ganz im Busch. Die Grenze gegen Süden waren die Feldmarken von Listerfehrda, Sielsdorf, Elster und Jserbecka, d. h. der Uferrand der Elster, bzw. der Elbe. Gegen Westen bildete die Grenze die Raßdorfer Heide, die in ihrem östlichen, dem angrenzenden Teile auch noch sumpfig, d. h. Busch war. Von einer eigentlichen Grenze kann man schlecht reden, denn auch jenseits des Rülsoer Weges war die Landschaft dieselbe bis an den Zahnaabach, wo eine Koppelweide mit Zahna, das Rüchenholz und die Stadtaue, bestand. Und weiterhin nach Osten, über Seyda, Genthä, Meltendorf herrschte der Sumpf- und Kiefernwald, bis ihn die Uferhöhen der Elster, die Jessener und die Schweiniker Berge, abschlossen.

Da die auf der Wiesenmark vorhandenen Gräben zur vollständigen Entwässerung des sehr nassen Grundes nicht genügten, so mußten verschiedene neue Gräben angelegt werden. Der früher vorhandene alte Abzugsgraben wurde eingezogen und den anliegenden Planbesitzern zur Mitbenutzung überwiesen. Es war eine sogenannte Bauche oder ein Zuch, d. h. ein Graben, der nur im Frühjahr oder nach Regenfällen Wasser führte. An seiner Stelle wurde

der Hauptgraben angelegt, der in seinem Anfang schnurgerade, in seiner Fortsetzung den alten Buchbach benutzend, zur Elbe führte. Er entwässerte zunächst, nachdem eine vorgelagerte Tonbank durchstoßen war, den Leekhaer Torfstich vollständig, so daß der umgebende Sumpf trockengelegt war bis auf die vier Quelllöcher. Der Hauptgraben führte auch, im Gegensatz zu dem alten Graben, immer Wasser.

Bei der Aufteilung bekamen die Gemeinden Sadegast und Schadewalde die Teile, die an ihre Feldmark grenzten; sie waren an und für sich schon sandig und trocken und wurden es durch die nachfolgende Entwässerung noch mehr, so daß die Besitzer sie in der Folgezeit mit Kiefern aufforsteten. Balmsdorf bekam das angrenzende Stück, das auf der anderen Seite an den Leekhaer Torfstich stieß. Das war eine moorige, torfige Fläche, auf der das Vieh versank, und von der das geringe Heu auf dem Rücken herausgetragen werden mußte. Die Balmsdorfer waren denn auch wenig erbaut von ihrer Separation und sahen ihren Anteil als wertlos an. Sie verkauften ihn für geringes Geld an den Pächter des Rittergutes Raßdorf, namens Niendorf, und an den Gutschäfer Zäper aus Ottmannsdorf. Niendorf mußte die Pacht aufgeben, weil das Gut an den Amtmann Meyer verkauft war, und da er ein guter Landwirt war, wollte er sich aus dem Balmsdorfer Busch ein eigenes Gut schaffen. Er ließ Entwässerungsgräben ziehen, füllte die tiefen Stellen mit Sand aus der Grube auf und baute seinen Gutshof mitten im Moor auf. Er nannte das Gut Wolfswinkel in Erinnerung an einen der letzten Wölfe, der in der Gegend erlegt ist — es soll nach den Freiheitskriegen gewesen sein. Beim Volk heißt das Gut aber der Busch. Niendorf hatte zwar Äcker und Wiesen aus der Fläche gewonnen, aber der Ertrag entsprach seinen Erwartungen doch nicht. Daher verkaufte er das Gut nach einigen Jahren. Seitdem haben die Besitzer

häufig gewechselt; erst nachdem in den neunziger Jahren die Gräben vertieft und vermehrt worden sind, wurden bessere Erträge erzielt. Das Gut hat jetzt noch etwa die Größe eines Bauernhofes — ungefähr 300 Morgen — es ist viel Acker verkauft worden, u. a. auch an Jäper, der ursprünglich nur den Anteil eines Bauerngutes erworben hatte.

Die Zemnicker erhielten ihren Anteil weit von ihrem Dorfe entfernt zwischen der Ragdorfer Heide und der Leekhaer Feldmark. Das war ebenfalls trockene Weide, die sich leicht in Ackerland umwandeln ließ. Der Grund geht aus einer Bemerkung des alten Schulzen Richter aus Zemnitz hervor, die ich als Kind in meinem elterlichen Hause hörte: „Wir hatten doch vor der Separation wenig Kornland in Zemnitz, mit dem bißchen Getreide, was verkauft werden konnte, war man zu Weihnachten fertig, wenn man dann bares Geld brauchte, mußte ein Fuder Buschholz zusammengehauen und damit nach Wittenberg gefahren werden.“ Sie wandelten nach der Separation auch sogleich den erworbenen Anteil in Ackerland um; später, als sich ihr Boden gebessert hatte, verkauften sie das Leekhaer Feld, weil es von Zemnitz zu weit abgelegen war, an Leekhaer Besitzer.

Der Anteil von Hserbecka lag natürlich zu beiden Seiten des Buchbaches, während die Bewohner von Leekha sich mit den Flämingern in die große Fläche teilten. Nach der Separation war der Anbau von Futterkräutern möglich, und der Fläming ging immer mehr dazu über. In dem Maße, wie der Anbau von Klee und Luzerne zunahm, wurden die Wiesen für den Flämingbauer entbehrlicher, und nun begannen die Besitzer, deren Wiesen gar zu weit entfernt lagen, sie zu verkaufen; viele Grundstücke haben in der Zeit seit der Separation ihren Besitzer gewechselt. Gekauft haben namentlich die Bauern von Leekha, Zemnitz und Bahmsdorf; aber auch die Flämingsbauern, die ihre

Wiesen behalten haben, werden es kaum bereut haben; denn der Wert ihres Besitztums steigerte sich fortwährend. Noch im Jahre 1933 wurden durch Arbeitslose, bzw. durch den Arbeitsdienst zwei wichtige Kanäle zur Entwässerung gezogen. Der eine entwässert den „Boßdorfer Grund“ und zieht an der alten Pferdeweide vorbei durch die Leetzaer Morgen zum Hauptgraben. Der Boßdorfer Grund ist ein Teil der Koppelweide, die vor der Separation zwischen Leekä und Zahna bestand. Sie liegt jenseits der Straße nach Elster und wurde aufgeteilt zwischen dem Rittergut und der Stadtgemeinde Zahna, dem Hospital Zahna, der Gemeinde Leekä und den Erben des Rittergutes Boßdorf. Das waren in der Hauptsache die von Leipziger auf Kropstedt, zum kleineren Teil die von Waghdorf auf Wiesenburg. Die ganze Fläche ist jetzt in den Besitz Leekäer Kossäten und Kleinbesitzer übergegangen.

So ist seit der Separation eine große, sumpfige Fläche entwässert, und an die Stelle von Buschwald ist guter Ackerboden und Nadelwald getreten, wo einst Sumpf und torfige Gründe sich ausdehnten, liegen heute ertragreiche Wiesen. Zu dem gesteigerten Ertrag hat auch die Anwendung des künstlichen Düngers viel getan, der auf dem moorigen Boden besonders wirksam ist.



17. Veränderungen in der neuesten Zeit.

In einem der vorhergehenden Abschnitte — 15, Separation — wurde schon darauf hingewiesen, daß sich seit dieser Zeit die Zahl der selbständigen Wirtschaften bedeutend vermehrte. In Leeka wie anderswo gibt der alte Reihenvers, der in jedem Dorf bestand, die Zahl der alten Besitzungen an. Es waren 9 Hüfner, 11 Rossäten, 3 Dorfhandwerker, der Pastor und der Schulmeister, im ganzen also 25 Feuerstellen, die das Dorf zählte. Dieser Bestand hatte sich seit den ältesten Zeiten nicht verändert, ausgenommen die drei Dorfhandwerker, die erst später gekommen sind und sich auf dem Dorfanger oder sonstigem Gemeindeland angesiedelt haben. In der Gegenwart zählt Leeka 52 Feuerstellen, das ist also mehr als das Doppel der alten Zahl. Da der alte Reihenvers in Vergessenheit gerät und auch schon als Sprachprobe erhalten zu werden verdient (denn auch die Sprache verändert sich im Laufe von zwei, drei Geschlechtern), setze ich ihn in der alten Fassung hierher:

Mällersch wohnen an't Ende,
 Jäperts gehn in't Hemde,
 Meißnerfch schlachten'n Kalb,

Runzen kreint¹ halb,
 Rapperts kreint Sekreese,
 Rehlens sinn drum beese,
 Lehmanns han'n großen Hoff,
 Do kiet dr ahle Gärtener immer druff,
 Wägnersch han'n groß Butterfaß,
 Vor Schulten Dhäre ist't immer naß,
 Schmädts han verschimmelten Käse,
 Wenn'n Rapperts häddn, die ießen'n gärne,
 Riez han'n hohet Haus,
 Bei Thielen kiet dr Kowliä raus,
 De ahle Kranepuhl'n siht uff'n Kesselrand,
 De ahle Andrejn hat sich'n A.... verbrannt,
 Spechts baden glattet Brot,
 Bei Bauer Spechts is immer Rot,
 Rübigs knaden de Flöhe tot,
 Lehmanns knaden de Wanschen² tot,
 Dr Paster mät'n langen Rod,
 Dr Schummester mät'n Knüllentopp,
 Zech is'n Korndieb,
 Thiele is'n Hawwerdieb,
 Reehrig hat seine Fraue lieb,
 Dr Schneider is'n Lappendieb.

Dieser Vers, der zwar manche Anzüglichkeiten und
 Verbheiten enthalten haben mag, gibt doch ein bezeichnen-
 des Bild des alten Dorfes. Von der Ausdehnung eines
 früheren Rossätenhofes kann man sich z. B. ein Bild
 machen, wenn man erwägt, daß auf dem Grund des
 Röhrigischen Hofes heute sechs Gehöfte stehen, zum Teil
 umfangreicher als das Röhrigische Grundstück (jetzt Schulze).
 Auch alle Gras- und Krautgärten des Dorfes sind ver-
 schwunden, alle sind in Baustellen umgewandelt, die

¹ kriegen es.

² Wanzen.

Reihen des Dorfes sind geschlossene Häuserfronten geworden und haben an Ausdehnung zugenommen.

Aber nicht nur das äußere Dorfbild hat sich verändert, bedeutender sind die Veränderungen im Wirtschaftsbetrieb. Namentlich die Jahrzehnte von 1870 bis zum Weltkriege brachten einschneidende Veränderungen. Wirtschaftsweise und Flurbild wurden anders, es veränderte sich auch der Bauer selbst: aus dem behaglich und gemächlich dahinglebenden Besitzer wurde ein scharfrechnender und kaufmännisch kalkulierender Landwirt. Zuerst die Wirtschaftsweise. Bevor der künstliche Dünger in steigendem Maße Verwendung fand, führte sich die Gründüngung ein. Nach der Separation erschien zunächst die Lupine auf den sandigen Höhen. Heute können wir uns das Flurbild gar nicht mehr ohne ihre duftenden und leuchtend gelben Blüten denken. In der ersten Zeit baute man sie als Futterkraut für die Schafe, jetzt vorwiegend, wie gesagt, zur Gründüngung. Sie ist dafür auf den Sandböden vorzüglich geeignet. Mein Vater erzählte noch von den Schwierigkeiten, die die ersten Anbauversuche gemacht haben. Weil man die Früchte zu reif werden ließ, zersprangen sie platzend bei der Ernte — da sammelte man sie morgens im Tau in der Mähe ein. Ein so vorzügliches Düngemittel sie grün für den Sandboden darstellt, so wenig eignet sie sich für moorige Böden. Hierfür erwies sich nun der künstliche Dünger besonders wirksam. So ist es nicht verwunderlich, daß sich gerade das Flurbild der Buschdörfer grundlegend geändert hat. Neben die Roggen-, Hafer- und Buchweizenfelder vor der Separation sind Weizen, Gerste, Klee, Luzerne und ausgedehnte Felder mit Futterrüben und Kartoffeln getreten. Nur der Flachs ist verschwunden. Es war gegen Ende der achtziger Jahre, daß die wirtschaftliche Not den Bauer zu einer gründlichen Umstellung zwang. Der Flachsbau, der sich nicht mehr rentierte, und die ebenso unrentable Schafzucht mußten eingestellt werden. Das war

die Folge der Weltwirtschaftslage. Der ungeheure Aufschwung, den die Eisenbahnen und die Schifffahrtsgesellschaften in der ganzen Welt genommen hatten, bewirkte, daß Getreide, Schlachtvieh, Wolle und Baumwolle — die große Konkurrenz des Flachses — so billig auf den deutschen Markt kamen, daß eine völlige Preisverschlechterung die Folge war. Zwar blieb der Preis für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse noch immer derselbe wie etwa im Jahre 1860; aber die Preise für alle anderen Gegenstände, für Gesinde- und Arbeitslöhne waren auf das Doppelte und Dreifache gestiegen. In Wirklichkeit war also der Preis der Waren nicht derselbe geblieben, sondern auf die Hälfte oder auf ein Drittel gesunken. Der Bauer in seinem Dorfe merkte anfangs wenig von der veränderten Wirtschaftslage. Er bebaute wie früher seine Ackerflächen und zog nach wie vor daselbe Vieh; aber allmählich paßte er sich den veränderten Verhältnissen an. Also wurde der Flachsbau eingestellt. Die Rüpen, die Batebötel, die Bateklöße, die Schwingeln und Hecheln, die Spinnräder und Haspeln wurden zu Brennholz gehackt oder auf den Speicher gestellt — wenn es hochkam, ins Heimatmuseum geschickt. An die Stelle der Leinenkleidung, die bis dahin von Männern und Frauen getragen wurde, traten billige Rattunkleider, aus Baumwolle gewebt, Säcke aus Jute kamen an den Platz der leinenen, und der alte Planwagen wurde mit künstlicher Glanzleinenwand bespannt. An die Stelle der selbstgesponnenen Hemden, der Betttücher und Handtücher, die bis dahin den Weihnachtstisch der Knechte und Mägde geschmückt hatten, trat die billige gekaufte Ware.

Noch ein weiteres teures Stüd der alten Wirtschaft verschwand, die Schafzucht. Wieviel Stimmung, wieviel Poesie ist damit aus dem bäuerlichen Leben verschwunden! Das Schafehüten war ja die erste selbständige Leistung des Bauernjungen. In der Zeit der Feldbestellung, zur Ernte, oder wenn die Kartoffeln oder die Rüben ausgehackt wur-

den — dann war ihm das Regiment über die Herde und den Hund anvertraut. Und es waren doch immerhin 150 Stück. Auch in der Schulzeit gab es noch genug Tage, wo er stolz wie ein König mit der Herde davon zog — dauerte doch die Schule im Sommer nur von halb sieben bis halb zehn, ließ also Zeit genug, um den ganzen Tag auf der Weide zu liegen, versteht sich: mit einem guten Freßbeutel versehen. Dann das Schafstucken, wo die Knechte, nur mit der Leinwandhose bekleidet, im Kalmuspuhl die Tiere kneteten und wuschen, und der Tag der Schafschur. Da saßen ein Duzend Frauen mit ausgestreckten Beinen auf der Tenne, hatten je ein Schaf auf dem Schoß, die große Behe des linken Fußes entblößt, die zusammengebundenen Hinterbeine des Tieres an die Behe gefesselt, und schoren das dicke Vlies, bis es als zusammenhängender Pelz dalag, und das Schaf frei, wie unbekleidet, fortisprang. Und wenn im Winter die jungen Lämmer geboren waren und im Frühling die Bibben auf die Weide kamen, während die Lämmer zurückblieben, dann das Wiedersehen und Wiederfinden bei der Rückkehr! Ja, viel Schimmer und Stimmung ist mit der Schafzucht verschwunden!

Mit dem Flachsbaue hörten auch die Spinnstuben auf. Der Flachs war ein Betätigungsfeld der Mädchen, wie er im Gedichte überhaupt die Pflanze der Mädchen genannt wird. Das Arbeitsgebiet der Frauen wurde fortan in größerem Maße der Viehstall, aus dem der Bauer infolge des allgemein gesteigerten Fleischkonsums immer größere Einnahmen ziehen mußte. In die leergewordenen Schafställe stellte er jetzt zur Aufzucht bestimmte Bullen und Kälber ein. Der Bauer, der einst vier Knechte hielt, behalf sich jetzt mit zweien, denn die zunehmende Verwendung der Maschinen dämmte die Handarbeit immer mehr ein. Nicht mehr Sätuch, Senze und Dreschflegel sind die Symbole des heutigen Bauern, sondern Driller und Mähmaschine, Selbstbinder und Dreschmaschine sind es geworden.



18. Was ich von meinen Vorfahren weiß.

Die Vergangenheit meiner Familie ist so eng mit der Geschichte meiner Heimat verknüpft, daß sie mit einiger Notwendigkeit hier Platz findet.

In größerer Zahl fand ich Vertreter meines Familiennamens zuerst, als ich 1894—97 Lehrer an der Allgemeinen Deutschen Schule in Brüssel war. Die Allgemeine Deutsche Schule war der Anfang und die Vorläuferin des späteren deutschen Realgymnasiums. Das Realgymnasium, am Palais de Justice gelegen, ist vielen Deutschen, wohl den meisten Kriegsteilnehmern, die Brüssel während des Krieges berührten, bekannt. Sein Spielplatz, das flache Dach des Schulgebäudes, ist die höchstgelegene Fläche Brüssels. Von dort aus hat mancher Besucher die herrliche Aussicht über das Bois, das Schlachtfeld von Waterloo und Flanderns weite Ebenen bewundert.

Als ich im Jahre 1897 zufällig einmal das Einwohnerverzeichnis Brüssels einsah — wer beschreibt meine Überraschung, als ich eine Menge Vertreter des Namens Rappert darin finde. Sie schrieben sich allerdings nur in der Minder-

heit Rappert — meist Cappert, Gappert u. ä. — es war aber doch offenbar der gleiche Name. Ich kam auf den Gedanken, daß es sich um einen flämischen Berufsnamen handeln könnte. Später, als ich mich eingehender mit der Herkunft der deutschen Familiennamen befaßte, erkannte ich, daß der Name von dem altdeutschen Rufnamen Godobert oder Godbert herkäme, einem Namen, von dem etwa 270 deutsche Eigennamen abgeleitet sind. Durch oberdeutschen Einfluß ist Verhärtung des g zu k und des b zu p eingetreten, so daß die Formen Kodpert und schließlich durch Angleichung Koppert, Rappert entstehen.

Eine weitere Kolonie des Namens Rappert entdeckte ich bei meiner Verlobung, die in Essen an der Ruhr stattfand. Von meinem Schwiegervater erfuhr ich, daß der Name Rappert in der Gegend sehr häufig sei, und die Adreßbücher von Essen, Düsseldorf, Dortmund und Münster bestätigten es. Im Jahre 1921 schrieb ein Herr Alfons Rappert aus Stettin an mich zwecks Nachforschung nach dem Stammbaum der Rapperts. Er sagt u. a.: „Meine direkten Vorfahren stammen aus Dortmund, resp. aus den Provinzen Rheinland und Westfalen. Von dort ist mein Großvater nach dem Osten gewandert; 1488 ist schon ein Vorfahr, Wilhelm Rappert, Besitzer eines Bauerngutes in Bergerhausen, nachweisbar. Bergerhausen ist heute ein Teil von Essen-Ruhr, daselbst leben noch heute viele Träger unseres Namens, durchweg in guten Verhältnissen, als Fabrikanten, Ingenieure, Brauereibesitzer, Kaufleute usw.“ Das stimmt mit meinen Erfahrungen überein. Es lassen sich aber keine Verbindungen verwandtschaftlicher Art weder zwischen den Brüsseler noch zwischen den rheinisch-westfälischen Rapperts finden; bemerkenswert ist allein der sprachliche Wechsel von Godobert zu Rappert, der bei allen Familien übereinstimmt.

Näher an die Heimat und den jetzigen Stammsitz der Familie Rappert führen die folgenden Nachrichten, die ich

finde in „Pallas, Die Registraturen der Kirchenvisitationen im ehemals Sächsischen Kurkreis, Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, 41. Band, 2. Abteilung, 1. Teil“. Dieses verdienstvolle Buch des früheren Archidiaconus in Herzberg läßt uns die Zeit der Reformation wieder lebendig werden. Es enthält außer der Schilderung der kirchlichen Verhältnisse mancherlei Hinweise auf die wirtschaftlichen Zustände und eine Fülle geschichtlicher Nachrichten aus der Heimat. Der Bericht über die Visitationen in Zahna ergibt z. B. fast eine Geschichte der Familie Rappert in der Zeit von 1528—1602.

Bei der ersten Revision, die im Jahre 1528 stattfand, handelte es sich um die Einführung und Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes in dem Städtchen. Es nahmen daran teil: 1. Martinus Luther, prediger, 2. Justus Jonas, probst, beide der heiligen schrift doctores, 3. Hans Melsch, hauptmann, 4. Benedictus Pauli, der recht lizenziat, alle zu Wittenbergk und 5. Johann von Taubenheim, als weltlicher Beisitzer. Es wurde bei der Gelegenheit auch der gemeine Rasten — wir würden dafür die Gemeindefasse oder die Kirchenfasse sagen — revidiert und neu geordnet. Sie sollte in Zahna „für die Kirchendiener, franke, auch alte arme leut erhalten werden“. Es werden die Unterhaltungspflichtigen des gemeinen Rastens aufgeführt, zuerst die Besitzer der flemischen Hufen mit je 12 Scheffeln Korn pro Hufe. Als erster ist Augustin Cappert (Rappert) genannt. Die Besitzer flemischer Hufen waren die Nachkommen der flämischen Einwanderer. Sie allein bildeten den Rat der Stadt, aus ihrer Mitte wurde der (regierende) Bürgermeister gewählt, der nicht etwa ein Berufsbeamter war, sondern wie auf dem Dorfe der Schulze ein kluger und angesehener Besitzer, der meist eine Hufe mehr hatte als die anderen Bürger. Die Besitzer der flemischen Hufe waren daselbe, was die Hüfner in den Dörfern waren. Es gab außer den flemischen Hüfnern auch noch Besitzer

wendischer und furdalscher Hufen, die keinen Anteil an der Verwaltung der Stadt hatten. Furdalsche Hufen sind Fuhrenthalser Hufen, genannt nach der wüsten Mark Fuhrenthal, die in der Zahnaer Feldmark liegt.

Bei der Revision des Jahres 1555 wurde für das Hospital in Zahna eine neue Ordnung für die Verpflegung der In-sassen vorgelegt. Sie beginnt mit den Worten: „Wir burgermeister und ratsmänner der Stadt Zcanhe, als nemlich Augustin Rappert, burgermeister“ usw. Ob dieser Augustin Rappert derselbe wie der im Jahre 1528 erwähnte ist, wissen wir nicht, es ist aber wahrscheinlich. 1574 wird ein Magister Thomas Rappert, aus Zahna gebürtig, erwähnt. Er ist als Ludirektor in seiner Vaterstadt tätig — Ludirektor = Rektor ludi, d. h. Leiter der Kirchenmusik und Rektor der Stadtschule. Er hat die Fürstenschule in Meissen besucht, mehrere Semester in Leipzig mit dem stipendium philosophorum, noch ein Semester auf eigene Kosten in Wittenberg studiert und daselbst zum Magister promoviert. 1578 ist er nicht mehr in Zahna. 1584 wütet in Zahna die große Pest, an der ein Bürgermeister Rappert stirbt. Das Rathaus und alle Äkten werden vom Pöbel zerstört und geplündert. Bei der Revision von 1592 ist aber wieder ein Rappert, Caspar Rappert (geschrieben ist Roppert mit o und in Klammern die richtige Form mit a beigelegt), Bürgermeister, auch ein Ratmann Christian Rappert wird erwähnt. Dann erscheint der Name Rappert in den Revisionsberichten, die noch bis 1672 (mit Belegen bis 1624) gehen, nicht mehr. Den Bürgermeister Caspar Rappert finde ich noch zweimal als Taufpaten in dem Kirchenbuche von Leeka, das eine Mal bei dem Hüfner Specht im Jahre 1602, das andere Mal bei dem Pastor Pantraz Eckart im Jahre 1607, deren Frauen seine Töchter waren. Mit dem 30jährigen Kriege verschwindet der Name Rappert in Zahna. Das Kirchenbuch, dessen älteste Bände durch Brand zerstört wurden, meldet erst 1845 wieder einen Rappert,

den Sattlermeister Gottlob Rappert, einen Bruder meines Vaters.

Das mehrfach erwähnte Buch von Pallas nennt noch einen weiteren Vertreter der Familie Rappert, den Erbrichter Peter Rappert in Kurzlippsdorf. Über die Familie in Kurzlippsdorf kann ich nur wenig erfahren. Es sind nur zwei Vertreter zu ermitteln: der Lehnrichter Berndt Rappert von 1506—1550 und Peter Rappert von 1550—1594. Sie haben das Lehngut in Kurzlippsdorf inne, das aus vier Lehnhusen und zwei Erbhufen besteht. Lehnsherrin ist die Kurfürstin-Witwe zu Lichtenburg. Im übrigen sind die üblichen Abgaben an die Kirche, an den Lehnsherrn, den Pfarrer usw. genannt. Vom Lehnpferd ist gesagt: „wen erss pferd do heym hat, szo muss her mitth den andern gepawern dienen“.

Es ist schade, daß nicht weitere Nachrichten zu finden sind, denn offenbar ist die Familie in Kurzlippsdorf längere Zeit ansässig gewesen. Das geht schon daraus hervor, daß noch jetzt eine Flurbezeichnung, der Rappertsche Grund oder die Rapperts-Stücken, an die Familie Rappert erinnert. Das ist ein tief gelegenes Stück Land, das in früherer Zeit — alte Leute können sich dessen noch erinnern — nicht beackert wurde, sondern mit Bäumen und Buschwerk bestanden war. Unter welchen Namen das Gut später gekommen ist, weiß ich nicht. Ich vermute, daß es die Thielesehe Wirtschaft ist, die vor ihrer Teilung (kurz vor dem Weltkrieg) sechs Hufen hatte. Aus dieser Wirtschaft stammte die Frau meines Bruders Wilhelm.

In vorgeschrittenem Alter hat sich Berndt Rappert noch einmal verheiratet. Darüber berichtet das Erb- und Landbuch des Amtes Seyda folgendes: „Rappert hat drey Stifftochter gehabt, und als seine Frau, der töchter mutter, gestorben, haben dyselben drey tochter auch keine gerade (gerade = Mitgift, Aussteuer), wiewol sie dy bey im gesucht, von im bekommen“. Das führte zu Verhandlungen,

in denen seine drei Brüder Augustin, Bartel und Heinrich genannt werden. Uns interessiert hier, wer die drei Brüder waren: Augustin, der Älteste, wird der Bürgermeister in Zahna gewesen sein (s. S. 116 u. 117), der zweite, Bartol, ist wahrscheinlich der Richter in Mellnsdorf (s. nächsten Abschn.), mein leiblicher Vorfahr, von dem aus die Reihe der Rapperts ununterbrochen läuft bis zur Gegenwart; wo Heinrich, der dritte Bruder, gelebt hat, wissen wir nicht (Klebig?). Auch über die Nachfolge Peter Rapperts im Lehen ist nichts zu ermitteln.

Es ist bedauerlich, daß das Jahr 1525 gerade einen Einschnitt in den Archivberichten insofern macht, als bis zu diesem Jahre die Akten in Dresden und von da an in Magdeburg gesucht werden müssen. In Dresden konnte ich nichts über alte Lehnbriefe erfahren. Von 1550 ab berichtet das Archiv in Magdeburg zuverlässig über die Schulzen in Mellnsdorf. 1550 wird noch Bartol Rappert genannt, aber in demselben Jahre auch schon Veit Rappert, dann 1580 Kaspar Rappert, und über Merten, Jürge, Heinrich, Bastian und Andreas Rappert geht die Reihe in die Linie Höhne über. Im Jahre 1745 heiratet Anna Dorothee Rappert einen Andreas Höhne aus Feldheim, und damit verschwindet der Name Rappert in Mellnsdorf und geht über in die Familie Höhne, die bis 1932 im Mannesstamm dort vertreten ist. 1932 hat eine Tochter Höhne einen Richard Thiele aus Blönsdorf geheiratet, so daß vor kurzem die Urkunde über 200jährigen Besitz für die Familie Rappert-Höhne-Thiele ausgestellt wurde. Aus dieser Familie stammt meine Mutter. Meine Großmutter in Bahmsdorf, Maria Elisabeth Balzer, geborene Höhne, wurde am 11. Juli 1788 in Mellnsdorf geboren.

Die Rapperts in Mellnsdorf besaßen ein 5-Hufen-Gut und waren Erb-, Lehn- und Gerichtsschulzen, außerdem auch Landschulzen. Was die Befugnisse eines Landschulzen gewesen sind, ist mir nicht völlig klar; wahrscheinlich hatten

sie die Einkünfte von mehreren Gemeinden einzusammeln und abzuliefern; sie hatten ungefähr die Stellung der früheren Amtsvorsteher.

Aus der Mellnsdorfer Schulzenfamilie stammt die Schulzenfamilie in Klebik. Ich gebe ihre Geschichte auf Grund der Kirchenbücher wieder. Das Rahnsdorfer Kirchenbuch berichtet über eine Amtsprüfung aus dem Jahre 1637 folgendermaßen: Die Pfarrstelle in Klebik war während des Krieges unbesezt und wurde von Rahnsdorf aus verwaltet. Klebik war vollständig geplündert und niedergebrannt; nur ein Bauer war am Leben geblieben: der Schulze. Aus einer anderen Notiz erfahren wir seinen Namen, er ist nämlich 1642 als Pate verzeichnet: Martin Rappert, Schulze zu Klebik. Nach Beginn des Kirchenbuches von Klebik — 1670 — finden wir genauere Nachrichten. Danach stirbt der Schulze Martin Rappert am 17. April 1683. Am 18. November 1684 wird ein neuer Amts- und Lehnsschulze von Klebik getraut, Andreas Rappert, Jürge Rapperts, gewesenen Landschulzen zu Mellnsdorf, nachgelassener Sohn, mit Marie, Gregor Bernds, Hüfners in Kurzlippsdorf, Tochter. Es scheint also, daß Martin Rappert kinderlos gestorben ist — wahrscheinlich war bei der Plünderung seine Familie unangekommen — und daß ein Sohn von Jürge Rappert, Andreas Rappert, sein Erbe wurde. Dieser Andreas Rappert ist am 1. Dezember 1649 in Mellnsdorf geboren.

Auch die Rapperts in Klebik waren Landschulzen auf dem großen Fläming, und das heutige Gut Klebik, das Haus Klebik, ist das ehemalige Schulzengut. Mit der Schulzenfamilie in Mellnsdorf scheinen sie dauernd in verwandtschaftlicher Verbindung gestanden zu haben. Der letzte Mellnsdorfer Rappert, Andreas, ist der Sohn des Schulzen in Klebik. Letzterer stirbt bei diesem Sohn Andreas „in der Schenke zu Mellnsdorf, am Tische sitzend, ohne daß jemand etwas gewahr wird. Er ist aber an diesem Tage nicht be-

trunken gewesen“. 1801 heiratet eine Klebiger Rapperts-
tochter einen Lindemann, 1860 eine Lindemannstochter
einen Schulze, der das Gut verkauft. Es hat seitdem den
Besitzer öfters gewechselt — der alte Schulze starb als
Achtzigjähriger erst vor einigen Jahren.

Von Klebzig führt uns der Weg nach Labek bei Witten-
berg. Das Wittenberger Kirchenbuch meldet: 26. Okto-
ber 1747, George Rappert, ein Junggesell, George Rap-
perts, weiland Hüfners und Schulzens in Klebzig nachge-
lassener ehelicher Sohn und Frau Anna Elisabeth, Hans
Michael Spechts weil. Hüfner und Schulzen in Labek nach-
gelassener Wittwe copuliert. Auf dem Schulzenhof Labek
hielt sich die Familie Rappert bis gegen 1860; nach der
Separation wurde das Gut verkauft. Der Resthof ist jetzt
in Händen der Familie Specht. Wo die Familie Rappert
geblieben ist, weiß ich nicht. Zu meiner Kinderzeit besaß
sie noch den Gasthof „Zum blauen Hecht“ in Labek, der
in den Jahren etwa von 1840 bis 1870 eine gutgehende und
vielbesuchte Ausspannung war, dank seiner Lage vor den
Toren Wittenbergs an der alten Landstraße, die in die Lau-
sitz führte. Als nach dem Aufkommen der Eisenbahnen der
Verkehr auf der Landstraße aufhörte, verfiel die Wirtschaft
immer mehr und kam schließlich ganz herunter. Im Witten-
berger Adreßbuch finde ich noch einen Träger des Namens
Rappert, den Böttchermeister Paul Rappert, Coswiger
Straße. Dagegen sind sie im Kirchenbuch von Wittenberg
sehr häufig, fast auf jeder Seite, von 1567 an, und zwar als
Handwerker — Tuchmacher, Schuhmacher, Kupferschmied
u. a. Mit dem dreißigjährigen Kriege verschwindet der
Name Rappert, taucht dann aber als Nachkommen des Erb-,
Lehn- und Gerichtsschulzen Rappert in Schmiedendorf
wieder auf.

In Leeka sind wir seit 1775 ansässig. Aus diesem Jahre
meldet das Kirchenbuch von Leeka: Den 10. Oktober 1775
ist der Junggesell Johann Gottlieb Rappert, George Rap-

perts, Erb-, Lehn- und Gerichtsschulzen zu Labek, jüngster Sohn mit Jungfer Maria Christine Möbiussen weil. Johann Christoph Möbiussen, Kirchenvorsteher und Gerichtschöppen allhier zu Lekä nachgelassener Tochter erster Ehe in der Kirche zu Lekä öffentlich copuliret worden. Dieser Johann Gottlieb Rappert war mein Urgroßvater. Der Großvater, Gottlob Rappert, im Jahre 1787 geboren, war verheiratet mit Hanna Sophie, geb. Thiele, aus Leekä. Sie hatten neun lebende Kinder, sechs Knaben und drei Mädchen. Von den Söhnen war mein Vater, nach seinem Großvater Johann Gottlieb genannt, der dritte. Er war im Jahre 1818 geboren und heiratete, eben vom Militär entlassen, 1840 die älteste Tochter des Hüfners Schulze, die den väterlichen Hof erbt, den damals größten im Dorfe. Sie starb bei der Geburt ihres dritten Kindes im Jahre 1844, und mein Vater heiratete im folgenden Jahre ihre Schwester. Als diese nach einem Jahrzehnt ebenfalls starb, heiratete er einige Jahre darauf noch einmal. Seine dritte Frau war Hanna Renate Balzer, die jüngste Tochter des Erb-, Lehn- und Gerichtsschulzen Christian Gottlob Balzer in Balmsdorf. Als ihr jüngster Sohn bin ich im Jahre 1871 geboren. Meine Mutter stammte väterlicher- und mütterlicherseits aus einer alten Erbschulzenfamilie. Die Balzer kamen von dem Schulzenhof in Blönsdorf, dem jüngst die Urkunde für 200jährigen Besitz in der Familie Balzer-Mathies-Richter verliehen wurde. Meine Großmutter mütterlicherseits war eine geborene Höhne aus Mellnsdorf (s. oben).

Zu Lebzeiten meines Vaters war der Name Rappert sehr häufig in Leekä, da drei seiner Brüder im Dorfe verheiratet waren. Jetzt ist er nur noch zweimal vertreten, und zwar durch meinen Neffen, Richard Rappert, den gegenwärtigen Besitzer meines väterlichen Gutes und den Altkirer des Müllerschen Hofes, Gottfried Rappert. Die anderen Rappertschen Höfe sind auf Töchter übergegangen oder durch Kauf in andere Hände gekommen. Zwei

weitere Träger des Namens Kappert in Leeka, August und Ernst, sind im letzten Jahre hochbetagt gestorben.

Die Kapperts in Leipzig und Berlin, in Zerbst, Dessau und Treuenbriezen, in Zahna und Seyda, in Magdeburg und Hamburg stammen nachweisbar aus unserer Familie; ob die Dresdener, Breslauer, Münchener und Wiener Kapperts ebenfalls zu unserer Familie gehören, weiß ich nicht.

August Kappert
aus Zahna

Gottfried Kappert
aus Leeka

Ernst Kappert
aus Leipzig

Drei im Jahre 1935 noch lebende neunzigjährige Kapperts

19. Die häufigsten Familiennamen der Gegend.

Die Sitte, zwei Namen, Vorname und Familienname, zu führen, wird in unserer Gegend in der Zeit der flämischen Einwanderung aufgetommen sein. Bis dahin begnügte man sich mit einem Namen, dem Rufnamen. Als aber bei der Ansiedlung die Rufnamen der Hufner schriftlich eingetragen wurden, da wurde der Name dauernd und fest, er wurde als der Vatersname dem eigentlichen Rufnamen stets hinzugefügt. Das war nötig wegen der Abgaben und wegen der Erbschaften. So haben wir etwa seit dem Jahre 1200 die Sitte der Zweinamigkeit.

Bei der ersten Eintragung in die Zinslisten, den sogenannten Urbaren, wurden also die Ruf- oder Taufnamen eingetragen, daher erklärt sich die Häufigkeit alter Vornamen als Familienname. Es gibt die alten Bauernfamilien Friedrich, Heinrich, Hermann, Gerhardt; aber auch viele Namen, die heute nicht mehr als Vornamen üblich sind, in früherer Zeit indessen sehr in Mode waren, kommen vor: Clemens, Andreas, Mehli, Wolter — alte Schreibweise für Walter — Matthies (von Matthäus), Balzer (von Balthasar), Jahn, die flämische Abkürzung von Johann, Thiele — die volltönende Form hieß Thilo (es gab einen berühmten Bischof von Merseburg, der Thilo von Trotha hieß, und einen nicht weniger bekannten Bürgermeister von Berlin-Cölln, Thiele von Wartenberg). Auch der Name Möbius gehört zu den alten Vornamen. Er ist eine Abkürzung von Borromäus oder von Bartholomäus. Man nahm im Umgang nur die zweite Hälfte des Namens in Gebrauch, schob aus Bequemlichkeit ein w ein und sagte Möwus oder, wie heute noch, Mewis, geschrieben Möbius. Man hält solche Abkürzungen

der Vornamen für einen flämischen Gebrauch, doch kommt er auch in anderen niederdeutschen Gegenden vor, als Beweis können die niederdeutschen Namensformen Kōppe, das ist eine Verkürzung von Jakob, Dieke, Tieke, Tih — Verkürzungen von Dietrich, Frike aus Friedrich, Runze aus Konrad u. a. gelten. Auch die germanischen Rufnamen wie Volko und Freidank gehören hierher, aus Volko entsteht der Name Völke.

Viele haben auch ihren Beruf zum Familiennamen gewählt, wenn sie nicht, was wahrscheinlicher ist, schon früher danach genannt worden sind. Aber nur alte Berufe sind in unserer Gegend zu Familiennamen geworden, nicht moderne, wie Schneider und Becker, die sonst so häufig sind. Solche alten Handwerks- und Berufsnamen sind z. B. Schildhauer, der an die Zeit erinnert, wo Schild und Speer noch die üblichen Waffen waren, oder Zimmermann, wohl der Vertreter des ältesten deutschen Handwerks, oder Wegner, der Stellmacher oder Wagenbauer, er kann auch Felgentreu heißen, verstümmelt aus Felgentreu, oder Böttcher oder Stähr = alter Name für Schneider. (Es ist eine seltsame Laune des Zufalls, daß der Schneider in Leeka noch den alten Namen für Schneider — Stähr — führt.)

Dann kann es nicht fehlen, daß die Namen, die ein gewisses Ansehen geben, die alten Standesbezeichnungen, die bürgerlich Ausgezeichneten, vertreten sind, also die Namen Schulze (Schulte), Richter und Lehmann, aus Lehnsmann, der ein Lehnsgut in Verwaltung hat, entstanden. Auch Hōhne gehört hierher; er ist der Vorläufer des Schulken. Schon in den ältesten Zeiten hatten die alten Deutschen einen Vorsteher und Führer im Krieg und Frieden, das war der Hune oder Hōne, der Leiter und Führer der altgermanischen Hundertschaft. In der Zeit, als sie Christen wurden, zur Zeit Karls des Großen, wurden die Hundertschaften aufgelöst, und an die Spitze der Dörfer und Bauernschaften wurde der Schulte oder der Scultetus gesetzt, aber

das Ansehen der Hunen war so groß, daß der Name vom Vater auf den Sohn in Gestalt von Höne, Hune, Hundt, Hüne forterbte. Zur Zeit der Einwanderung muß er noch als Ehrenname gegolten haben, sonst wäre er nicht zum Eigennamen geworden. Auch die Verkleinerungs- und Schmeichelform des Namens, Hönike, der kleine Höne, kommt in der Gegend vor, z. B. in Kälso.

Die ältesten Namen der eingeseßenen Familien sind also alte Vornamen, und zwar ist diese Art Namen in der weitaus stärksten Zahl vertreten, dann folgen alte Handwerksnamen und alte Standesnamen. Das ist keineswegs überall so. Es sind die kennzeichnenden Namen des Koloniallandes; aber es fehlen darin die wendischen Namen in größerer Zahl, moderne Handwerksnamen und sogenannte westfälische Namen, das sind Namen auf dorf, hof und andere Landschaftsbezeichnungen. Daß es so wenig wendische Namen gibt, erklärt sich daraus, daß die Kossäten erst schriftlich verzeichnet werden, seitdem sie getauft sind, also Christen geworden sind. Sie sind nachher auch immer mit ihrem christlichen, d. h. deutschen Namen eingetragen. Moderne Handwerker gab es wenige unter der bäuerlichen Bevölkerung, und die Seltenheit der westfälischen Namen erklärt sich aus dem Fehlen der Einzelhöfe. Höchstens kann man zu den westfälischen Namen rechnen die alteingesessenen Familien Niendorf und Rietdorf, auf Harzer Ursprung deuten die Namen Scheer und Schiering hin. Sonst finden sich fremde, kennzeichnende Namen nicht. Kann man nun daraus einen Schluß ziehen auf die Herkunft der Bewohner des Fläming? Kann man etwa daraus folgern, daß die ersten Ansiedler wirklich aus Flandern und Holland gekommen sind? Meines Erachtens — nicht. Es mögen wohl einige Namen wie Jan, die typische flämische Abkürzung für Johann, auf flämischen Ursprung hinweisen; aber wenn die alten Vornamen alle für Flandern und Holland gefordert werden, dann müßten die Namen noch viel mehr

Reste des Altflämischen und Holländischen zeigen. Ich ver-
misse die Hendricks und Daelmanns, die Verkleinerungs-
formen auf je und ge und ick, die im Flämischen so häufig
sind, die Thielicke und Wille, die Männicke und Rathge.
Zwar vollständig fehlen sie nicht; es gibt die Familien
Rühliche und Pielicke, Schmiedicke und Hönicke, Jänicke und
Dümichen, das sind alles echt flämländische Namen, und
man darf wohl den Schluß daraus ziehen, daß eine gewisse
Zahl Flamen und Holländer unter den ersten Ansiedlern
gewesen sind. Aber die Mehrzahl haben sie nicht gebildet;
denn sie haben im bäuerlichen Brauch sich nicht durchgesetzt.
Der bäuerliche Brauch ist vielmehr sächsisch-sorbisch.

Dazu muß ich wohl etwas näher auseinandersetzen, was
ich unter bäuerlichem Brauch verstehe. Es sind die ein-
fachsten Lebensbetätigungen, z. B. wie sagt man, wenn
man ein Pferd rechts, wie, wenn man es links lenken will,
wie spannt man die Pferde in den Pflug, pflügt man mit
der Zupfleine oder mit der Kreuzleine, wie sind Pflug,
Hacke, Spaten gebaut, welches ist die übliche Fußbekleidung
für Mann und Weib u. ä. In allen diesen Dingen ver-
ändert sich nichts in Jahrtausenden, mögen auch die Men-
schen ihren Wohnsitz ändern, diese primitivsten Gebräuche
ändern sich nicht, mögen die Menschen auch nach Amerika,
Afrika oder Australien auswandern. Also Brauch und Sitte
sind sächsisch-sorbisch, nicht flämisch. Man pflügt mit der
Zupfleine, sagt hotte und wi, wenn ein Pferd rechts und
links gehen soll, nicht tük und jok wie in Flandern, auch
nicht hott und ha wie in Niedersachsen; im nördlichen
Rheinland dagegen bis nach Holland hinein sagt man
ebenso hotte und hü, auch in der Gegend von Alfers-
leben, Quedlinburg, Halberstadt sagt man so, während
man in Ostbrandenburg hotte und schwode, in Ostpreußen
(Masuren) prava und leva sagt. Man braucht also hier-
zulande dieselbe Wendung wie im sächsischen Stamm-
lande und wie im nördlichen Rheinlande. Die Wandlung

des hü in wi ist wohl auf sorbischen Einfluß zurückzuführen. Ähnlich verhält es sich mit Pflug, Hacke und Spaten. Auch hier ist eine Ähnlichkeit zwischen den beiden Gegenden. Nicht findet sich der Pflug mit einem Sterz wie in Niederjachsen und in Flandern, der mit der Kreuzleine gelenkt wird, die der Pflüger um den Hals gehängt hat, damit die Hände für den eingriffigen Pflug frei bleiben. Bei der Sense und der Hacke finden sich einige Abweichungen, die auf sorbischen (wendischen) Einfluß zurückzuführen sein werden. Im Rheinland und in Holland findet sich als Fußbekleidung der Holzschuh, während in Mischersleben wie im Fläming die Holzpantone üblich ist. Danach wäre also das nördliche Rheinland und das sächsische Stamm-land (die Gegend um Mischersleben und Quedlinburg) als das Herkunftsland der hiesigen Fläminger anzusehen, vorausgesetzt, daß die Sprache mit dieser Annahme übereinstimmt.

Die wenigen wendischen oder sorbischen Namen, die sich finden, sind z. T. Auszeichnungsnamen, wie Stone, der Vorsteher oder der Älteste des Dorfes. In Leeka sind wenig wendische Namen vertreten: Reke und Reke, die beide auf denselben Stamm zurückgehen und etwa der Kornmann, der viel Korn erntet, bedeuten, Zech, das der Esche, der Böhme, und Lek, das Busch bedeutet. Jüngeren Datums sind die Namen, die den Ort oder die Landschaft angeben, woher jemand stammt, wie Kranepuhl, Brachwik, Friesse, Meizner, Franke u. a.

20. Die Sprache Leetgas.

Die Sprache, die in Leetgas gesprochen wird, gehört dem ostfriesischen Dialekt an; es ist noch Niederdeutsch oder Plattdeutsch. Das Niederdeutsche reicht im Süden bis an die Elbe und die schwarze Elster. Südlich dieser Grenze spricht man hochdeutsch oder oberdeutsch. Der Unterschied besteht darin, daß südlich der Elbe und der schwarzen Elster die zweite deutsche Lautverschiebung eingetreten ist, die k in ch, t in s und p in f verwandelt. Im Vorlande sagt man also ik, wat und dat, Plug und pligen, weestlich der Elbe dagegen ich, was und das, Pflug (Flug) und pflügen (fligen). Der Wechsel ist im Vorlande nicht besonders genau und gesetzmäßig, sondern unregelmäßig. Man sagt dort Pferd und Plug, Schaf und Affe, während man im Fläming gleichmäßig Perd, Plug, Schap und Ape sagt. Das a hat jenen eigentümlichen Laut, der zwischen a und o liegt, wie im Englischen in water, shawl und anderen Wörtern. Wir haben im Deutschen keinen Buchstaben, der diesen eigenartigen a-Laut bezeichnet, man nimmt wohl den Doppellaut oa dafür und schreibt Voater, Schoaf und Oape, aber der Doppellaut gibt nicht den richtigen Klang wieder. (Das Schimpfwort Oape, das auch im Vorlande gebraucht wird, ist in seiner Bedeutung und Herkunft den Leuten gar nicht mehr klar. Ich hörte folgenden Satz: „dat is en richtiger Oape, der ale Affe“. Also zweimal dasselbe Wort, einmal plattdeutsch, dann hochdeutsch für dieselbe Sache, ein Beweis, daß Oape nicht mehr als Affe empfunden wird.)

Außer dem eigentümlichen a-Laut gibt es noch andere Eigenheiten lautlicher Art, so kann man kein e vor r sprechen. Die Jungen heißen Arnst, Harmann, Harbart und die Mädchen Barta und Arna, während sie anderswo Ernst, Hermann, Herbert, Berta und Erna gerufen werden. Auch i vor r macht Schwierigkeiten. Man ißt Rurschen und Burnen oder Baren statt Kirschen und Birnen; man freut sich, wenn abends die Sterne schön scheinen, und daß die Äpfel-sinen so wenig Karne haben. Ganz charakteristisch ist die Aussprache des inlautenden d, z. B. in Bruder oder wieder. Es klingt fast wie ein polnischer oder tschechischer Laut und ist sicherlich ein Überrest der sorbischen Sprache.

Daß man anlautendes g wie j spricht (großer Gott, wir loben dich), die Endungen verschluckt, jeworn statt geworden sagt, daß man zahlreiche Sproßformen bildet u. a., sind Eigenheiten, die man mit allen Niederdeutschen gemeinsam hat. Kennzeichnender sind Eigentümlichkeiten des Wortschatzes. Da sind zunächst außer den in Kapitel 9 erwähnten Wörtern viele, die aus dem Sorbischen stammen, und zweitens eine ganze Gruppe niederdeutscher Wörter, die im Hochdeutschen nicht vorkommen. Für Teich sagt man Puhl, für Quelle Fliet, für Tal Grund, ein Rain ist ein Scheedt oder eine Scheedtfahre. Man kennt keinen Pfahl, sondern nur einen Steil, das Stammende eines Baumes ist das Voltende, ein großer Ast ist ein Schacht, ein Zweig eine Zacke, die Sichel heißt Kneif, der Flügel ist der Fleddig. Der niedrige, sumpfige Boden ist das Lehe, hohl ist boll, eine Furche ist eine Fahre. Verwandtschaft gibt es nicht, statt dessen braucht man das Wort Freundschaft. Ein Hof oder ein Bauerngut ist eine Wirtschaft.

Es wäre denkbar, daß es sich bei diesen Wörtern um Reste der alten, nieder-sächsischen Sprache handelt. In der Tat ist der Wortschatz im allgemeinen — bis auf einige der genannten Wörter — dem der Alsferslebener und Anhaltiner Gegend, dem Stamm- und Herkunftslande der ersten

Landesfürsten, sehr ähnlich, und die Wörter finden sich alle in Lübens, Mittel-Niederdeutsches Wörterbuch. Man könnte die Sache damit bewenden lassen und sagen, daß das Vorland aus der Gegend von Alfersleben, Quedlinburg und Halberstadt besiedelt worden ist.

Allerdings kann man auch die Vermutung äußern, daß noch andere Volksbestandteile als Sorben und Niedersachsen der Alferslebener Gegend bei der Bildung der Sprache mitgewirkt haben, und zwar sind das nach allgemeiner Annahme die Flamen gewesen. Außer dem Namen Fläming haben wir allerdings kaum Zeugen für diese Annahme. Nur Helbold, Chronik der Slaven, berichtet darüber. Er schreibt: „Um diese Zeit — 1160 — war das östliche Slavenland im Besitz von Markgraf Albrecht, beigenannt der Bär, der ließ Holländer, Seeländer, Fläminger, die an der See wohnten und durch Überschwemmungen gequält wurden, herüberkommen und gab ihnen in den slavischen Städten und Niederlassungen einen Wohnsitz.“ Auf diese Notiz gehen alle späteren Nachrichten und Folgerungen zurück.

Wir müssen diese Nachricht als einen wichtigen Fingerzeig ansehen, ebenso den einmal vorhandenen Namen Fläming. Nur wird man sich nicht an die geographischen Verhältnisse der Jetztzeit halten dürfen. Dämme, Deiche und Uferbefestigungen standen keineswegs auf der heutigen Höhe. Bei Düsseldorf begann das Überschwemmungsgebiet; die jetzt preussischen Grafschaften Kleve und Jülich gehörten noch zu Holland, das ja erst im Jahre 1648 selbstständig wurde. Zwischen Flandern und Holland wurde erst 1830 die Grenze gezogen. So konnte der Begriff Holland und Flandern für Gegenden in Betracht kommen, die heute ein Teil Deutschlands sind.

Als Stammland der Fläminger kommt nach meinem Dafürhalten das ganze Mündungsgebiet des Rheines, insbesondere der heutige Regierungsbezirk Düsseldorf, in Frage. Das stimmt auch mit dem überein, was wir vor-

her über bäuerlichen Brauch gesagt haben. Im heutigen Flandern, Ost- und Westflandern, sagt man jüt und hüt zu den Pferden, ebensowenig kann es das nördliche Holland sein, denn dort sagt man wode und eke; aber von der Ruhrmündung ab, etwa von Essen, Duisburg, dem Rhein folgend, braucht man die Bezeichnung hü und hott wie bei uns.

Auf dem rechten Ufer des Rheins wohnten noch Sachsen. Die Sprache des Bezirkes war also überwiegend niedersächsisch, wenn auch die Schreibweise schon an das Holländische gemahnt, wie Duisburg für Düsburg, Broich für Bruch, Orsow für Orsaw, Hoensbroich für Hunsbruch usw. Ich habe meine Ferien wiederholt bei Verwandten in Kettwig an der Ruhr verlebt, und immer, wenn ich das Platt dieser Gegend hörte, war es mir, als hörte ich Fläminger sprechen. Ganz anders ist das Flämisches, das ich in Brüssel gesprochen habe. Die vielen Schmeichelformen des flandrischen Flämisches auf *che* und *ken* kennt man im Flämisch nicht. Dazu kommen die vielen lautlichen Verschiedenheiten der anscheinend so verwandten Sprache. Ein flämisches *v* ist ganz etwas anderes als ein deutsches *f*, und die Schwierigkeiten bei der Hervorbringung des *sch* kann nur ein Mensch unterschätzen, der kein Gehör hat. Es besteht also die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Mehrzahl der Fläminger aus dem Rheintal stammt; es mögen auch einzelne Familien wirklich aus dem heutigen Flandern und aus Brabant gekommen sein, aber die Mehrzahl der flämischen Siedler können sie nicht gestellt haben. Sonst müßten in der Sprache noch viel mehr Reste des alten Flämisches vorhanden sein, namentlich würden die Hauptkennzeichen des Flämisches, des Niederfränkischen, nicht fehlen: die Mittelwörter *gan* und *stan* für *gehen* und *stehen* und die vielen Schmeichelformen auf *che* und *je*. Als Probe der flämischen Sprache und ihrer Eigenarten lasse ich hier ein altes Volkslied folgen. Ich schreibe es aus dem Gedächtnis nieder, wie ich es vor

40 Jahren von meinem Brüsseler Hauswirt gehört habe.
Ich brauche nicht die flämische Rechtschreibung.



Des win-ters as het re-ghent, dan sijn de paatjes diep. Dan
komt dat jonge vis-schertje dar visschen in dat riet, met sine
rijfstoc, met sine strijcstoc, met sine lapsac, met sine
enapsac, met sine lee-re van dirre dom deere, met sine
leere leersjes aen.

1. Des winters as het reghent
Dar sein de paatjes¹ diep
dan komt dat jonge vis-schertje²
dar vis-schen in dat riet.

Refr.:

Met sine rijfstoc³, met sine strijstoc
Met sine lapsac, met sine knapsac
Met sine leere van dirre dom deere
Met sine leere leersjes aan⁴.

¹ paatjes = Pfade, Wege.

² vischertje = Fischer.

³ rijfstoc = Angelstoc (ij = spr. wie ei).

⁴ Ungefähr: mit seinem ganzen Angelzeug von einem zum andern Platz.

2. Dat loope molenarmeijje⁵
 Ghinc in haar deurtjen staan
 Omdat dat ardoch vis-schertje
 Voorbi hier henen soll gaan.
 Refr.
3. Wat heb ic ü misdreven⁶
 Wat heb ic ü misdaan
 Omdat ic niet met vreden
 Voorbi juw deurtje mac gaan.
 Refr.: Met mienem ruyfftock . . .
4. Ghi hebt mi niets misdreven
 Ghi hebt mi niets misdaan
 Ghi moet mi driemaal suunen⁷
 Eer ghi van hier meugt gaan.
 Refr.: Met moen ruyfftock . . .

Im folgenden gebe ich ein Verzeichnis der eigentümlichen Wörter der Leekeer Mundart:

- Ab-eschern, sich eschern = hasten, sich abjagen
- Ache = Granne (von der Ähre)
- Ape⁸ = Affe, alberner Mensch
- allehoof = allesamt, alle
- an der heede, drheede = hinauf
- arwer = zierlich, niedlich (von ehrbar?) (veraltetes Wort)
- auspālen, pālen = von den Hülsen befreien
- āwerlee = übrig (überlei)
- Baba = Bett
- babbern, babbeln = schwätzen, schwätzen
- die Bache — der Bach

⁵ molenarmeijje = Müllermädchen.

⁶ misdreven = in den Weg legen.

⁷ suunen = küssen.

⁸ a wird gesprochen wie ao oder a in engl. water, shawl usw.

- båten = die holzigen Teile des Flachses durch Schlagen
mit dem Båtbötel von dem Bast entfernen
- Baier = Eber
- barmen = jammern, klagen
- barwest = barfuß
- beene machen = ein Faß dicht, wasserdicht machen, von
bi-ene, bei-ene
- Beilåde = Seitenfach in der Lade (Truhe)
- Been = Fuß (ist hawwe immer kale Beene)
- Biwwer = erkaltete Brühe des Bratens
- Blåse = Wasserbehälter im Racheofen
- bliejen = blühen
- blummen = sich schaukeln
- bluwern = schwagen, unordentlich sprechen
- Bluwwerjack = einer, der drausloredet, ein Schwag-
michel
- bocken = kriechen, auf allen Vieren gehen (ein Kind,
ein Käfer bockt)
- boll = hohl
- Boltende = Stammende
- Borstwiß = Handfeger
- brampieren = hartnäckig und lärmend auf seinem Willen
bestehen
- Brienschte = schwarze Johannisbeere
- Bullerjahn = ein aufbrausender, grober Mensch
- bullrich = grob
- Bumsteile = Rohrkolben
- buxen = herumwirtschaften
- Dacht = Docht
- dermant = dazwischen, darunter
- dråjen = drehen
- dißtrewiß, trewiß = trotzig
- Draasch = Eile, Aufregung
- dunker = dunkel
- duwwich = schwül

- eisch = abscheulich (veraltetes Wort)
 Etuz = Eichhörnchen
 Fāhre = Furche
 facken = fangen
 fechten = lebhaft reden
 Felm = Fohlen
 fibsen = mit dünner Fistelftimme sprechen
 Flaatsch = Fegen Zeug, Fegen Haut
 Fläts = Flegel, Grobian
 Fleddig = Flügel
 Fliet = Quelle
 Flunsch = hängende Unterlippe, Grimasse
 Freundschaft = Verwandtschaft
 galmig = ranzig, verdorben, von altem Speck und Geräuchertem gesagt
 Gescheeche = Geispenst
 Gieper, Zieper = unwiderstehliches Verlangen (es giepert mich = ich habe unwiderstehlichen Appetit auf etwas)
 gnietischig, knietischig = geizig
 Grund = Tal
 hallwege = halbwegs, ziemlich, mäßig
 Hanschten = Handschuhe
 Hacksch = männliches Schwein
 heesch = heiser
 Hilegans = Gans
 Hitsche = Fußbank
 Hiewelamm = ängstlicher, verschüchterter Mensch
 Hucksdemähd = spanischer Flieder
 hudderig = unordentlich, auch huddelig
 hurkelich = uneben
 Husche = Regenschauer
 jäpern = gähnen (mich japert)
 jelgen = jählings, plötzlich
 labbeln = sich zanken, sich herumstreiten
 Raff = die Spreu des Getreides

fakelig = bunt, geschmacklos
 Kant = Randstück vom Brot, Knust
 katern = mit einer Stange Früchte vom Baum ab-
 schlagen
 katholsch = mislaunig, verkehrt, verdreht
 Karwe = Rummel
 Katsche = Bettelweib
 Kaule = Kugel
 Keite = Grube (Miete zum Aufbewahren von Kar-
 toffeln, Rüben)
 kizäte = wählerisch im Essen
 kleitern = allerlei Sachen aus Holz anfertigen, ohne es
 gelernt zu haben
 knatschen = schmazen beim Essen
 Knaz = kleiner Kerl, Wicht
 knagig = klein, heimtückisch
 Knakstopp = kleiner Kerl, (im verächtlichen Sinn)
 knauen = weinerlich sein
 knaußt = Kerngehäuse des Obstes
 knichen = stöhnen, klagend jammern
 Kneif = Sichel
 Knurz = kleiner Mensch, (verächtlich)
 kräwisch = gewandt, kräftig
 Kuhle = runde Vertiefung im Boden
 Kuhnisch = männl. Schwein, das kastriert ist,
 Kuhnischzacke = Kiefernzweig
 kulei machen = schlafen
 Kumm = Futtertrog
 Koppähle = Kopfstützen, Kopfspühl
 Kowlit = Heinzelmännchen
 Kracke = schlechtes, abgetriebenes Pferd
 kretschen = steifbeinig laufen
 kurbendig = munter, dreist
 Kuschele = junge Kiefern, Kiefernschonung
 Kuxmagen = Magenwurst

- Lawwe = Maul
- lee = niedrig, tief gelegen (von Acker und Wiesen gesagt)
- leppern = lecken
- liemig = wolfig
- Liese = Wurst in Fetthaut
- Lodderbast = (vom litauischen Lorbast) ein nichtsnuziger Schlingel
- Loddig = Bursche, Bengel; aber auch anerkennend: ein mächtiger Loddig
- Lork = eigentlich Lurch, Tadelwort = Nichtsnutz
- Lulatsch = ein großer, träger und schlaffer Mensch
- malisch = üppig
- mang = dazwischen, darunter, vergl. dmang
- Mannsen = Mannsperson
- Mart = Marder
- mauig = weinerlich
- Moch = Moos
- Moll = Maulwurf
- moischen = unordentlich arbeiten, verwüsten, vergeuden
- murfelich = langsam, trödelig
- murfeln = langsam arbeiten
- Mischel = Schädel
- nusseln = undeutlich sprechen
- nustelich = unordentlich, zottelig
- otterig = aufgeregt, empfindlich, hastig
- Padde = Frosch
- Päden = Quecke, Unkraut
- Pamme = Butterbrot
- Parten = Parteien; seine Part — sein Teil
- pechern = antreiben, jemand zusehen
- peppern = schwätzen
- Pezze = der weibliche Hund
- pietschen = trinken
- piezen = saugen
- Plauze = Lunge

Plimme = Messerflinge
 politisch = ungezogen
 Volk = junges, etwa 2 bis 3 Monate altes Schwein
 Volkaschlächter = ein Schlachter, der krankes Vieh schlachtet
 polsch = polnisch, verdreht, übellaunig
 popen = in den Armel fahren
 preisch = übellaunig, fuchtig, eigentlich: preußisch
 Primpe machen = die Unterlippe hängen lassen
 Puje = Wiege
 purren = mit Geräusch fliegen
 quackelig = unbeholfen
 Quader = unbeholfener Mensch
 Qualster = zäher Schleim
 Quarre = weinerliches Kind
 Räm = Ruß
 räumen = sich schwarz machen
 rauern = maußern, die Federn verlieren
 Schacht = Ast
 scheechen = suchen, herumgeistern
 Scheet = Grenze, Rain
 die Schledde = Schlitten
 Schmudderig = Schmußer, Schwächer
 Schotentoffel = Vogelscheuche, auch ein Mensch, der wie
 eine Vogelscheuche aussieht
 Schöpfenfleisch = Hammelfleisch
 schräpen = schaben, kratzen
 schringen = schrimmen, brennen, jucken
 schuckern = schütteln, stoßen, stauchen
 schulen = schielen, mißtrauisch ansehen
 schuwwen = sich reiben, scheuern
 schweppern = schwappen
 Sehr = Seiger, Wanduhr
 Sparrlawwe = ein Kind, das mit offenem Mund dasteht,
 auch ein naseweiser Mensch
 Speiler = Hölzchen zum Verschließen der Wurst, Wurstspeiler

ipellern = spalten, splittern

ichlawwern, ichluwern = schwagen, ungewaschenes
Zeug reden

Schmehl = Schmiele, Unkraut

ichnuwwen = schlafen

ichnuwwig = schläfrig

Stäke = Stange, Schimpfwort für ein ungeschicktes Tier,
auch wohl für einen Menschen

stätig = lang wie eine Stange, ungeschickt

Steil = Pfahl

Stepfel = kleiner Junge

Stiek = Bürzel, hinterer Teil des Vogels, besonders der
Gans und Ente

itreechen = aufschneiden, prahlen

Tele = Schafzede, Ungezieser

Tewist = Lärm, Radau (von toben)

Tiene = großes Waschfaß

Tiffe = weibl. Hund, daselbe ist Tele, Tewe

totig = tot

trewellieren = jemand beständig antreiben, bis man ihn
in Zorn gebracht hat

trewisch = verbissen, trotzig

underkötig = mit Eiter unterseht

ungebachert = ungezogen, unartig

Untädeken = Stäubchen, Fehler (da ist auch kein Untädeken
dran)

vollbarteln = sich vollschmieren

Vurtel = Vorteil

Wansche = Wanze

Wargel = unartiges Kind

Weibesen = Frauensleute

wittsch = ungeschickt, falsch (vom Geld gesagt), wendisch

ziepen = an den Haaren ziehen (beim kämmen)

Zulp = Gummilutsjch

zunter = jeßund, jeßt.

Die Mehrzahl der Wörter ist sorbischen Ursprungs, ein großer Teil enthält altes niedersächsisches Sprachgut; von besonders typischen flämischen Ausdrücken finde ich dagegen so gut wie keine Spur, man müßte denn Wörter wie dunkel oder Rant als solche ansprechen, die man aber auch als alte niedersächsische Stämme bezeichnen kann. Danach muß das Urteil, ähnlich wie beim Brauch lauten: es ist kein Anzeichen für flämischen Ursprung bei den Bewohnern des Vorlandes zu finden. Der Wortschatz des Wittenberger Fläming's dürfte ganz ähnlich sein. Der Züterbogker und Treuenbriekener Fläming wie der Hohe Fläming sind mir nicht bekannt, ihre Sprache wird vielleicht einzelne flämische Wörter enthalten.

Als Ergebnis der Betrachtung über die Sprachenfrage kann man zusammenfassend so sagen: Die Sprache des Vorlandes — und des Wittenberger Fläming's — ist ein stark vom Sorbisch-Wendischen beeinflusstes Niedersächsisch, das vermutlich aus dem Sächsischen um Alfersleben und aus dem Platt des Niederrheins entstanden ist.
